Bei dieser Gelegenheit außerordentlich lohnend

Das Berliner Tageblatt, 17. Oktober 1924, bringt unter den »Antworten« seines Reiseblattes das Folgende:

Belgien — Holland. Zum Besuch des Grabes Ihres gefallenen Sohnes ist eine besondere Einreiseerlaubnis nach Belgien nicht erforderlich, ebensowenig nach Holland. Sowohl der Besuch einiger belgischer Städte, u. a. Brügge, Brüssel, Antwerpen, sowie einer Anzahl niederländischer Orte mit ihren interssanten Sehenswürdigkeiten, wäre bei dieser Gelegenheit außerordentlich lohnend. Wir nennen z. B. — — (mit einer Dampferfahrt auf den Seen, oder nach Noordwijk) — — Schiffahrt von Amsterdam über die Zuidersee nach Kampen, oder — — Segelfahrt auf den Friesländischen Seen — — eventuell mehrtätigige Dampferfahrten auf den zeeländischen Flüssen — — Zu empfehlen sind z. B. auch Segelfahrten auf den Wassern Zeenlands, von Vlissingen oder Middeburg aus, z. B. — — oder mit dem Motorboot von Rotterdam nach — — Spezielle Auskunft erhält man — —

Ein solches Volk kann nicht untergehn

Lebenskamerad

durch gründliches Sichkennenlernen gesucht. Vater und einziger Bruder als akt. Offiziere durch den Krieg verloren; 27 J. alt, Armeeschwester gewesen, jetzt kaufm. Beamtin und Führerin einer nationalen Jugendbewegung im altbesetzten Gebiet. Da einziges Kind, vollst. Häuslichkeit vorhanden. Interessiert und lebensfroh. — Suchende möchte durch ein glückliches, echt deutsches Familienleben zum Wiedererstehen eines geeinten, geachteten Vaterlandes beitragen. Verlangt wird Frontgeist. Mitteilung. u. Al. 1245 a. d. Fridericus, Berlin S. 42.

Nie wieder Angriffskrieg!

Die wichtigste Frage, die dieser Tagung des Völkerbundes ihre große Bedeutung gibt, ist die Frage der Abrüstung und der gegenseitigen Sicherungen. — — Die wesentlichsten Punkte dieses Paktes sind in folgenden zwei Kapiteln niedergelegt:

Kapitel 1: Aechtung des Angriffskrieges.

Artikel 1. Die Vertragsstaaten erklären feierlich den Angriffskrieg für ein Verbrechen gegen das Völkerrecht. Jeder einzelne Vertragsstaat gelobt, sich dieses Verbrechens nicht schuldig zu machen.

Artikel 2. Der Staat, der dennoch anders als zur Verteidigung Krieg führt, begeht das im Arikel 1 bezeichnete Verbrechen.

Sie werden also allesamt nur Verteidigungskriege führen. Wie im Jahre 1914.

Deutschland über alles

Freiherr Botho v. Zizewitz und Gattin zeigen die Geburt eines strammen Jungen an.

Am Gedenktage des siegreichen Vormarsches in Frankreich.

Ein schwarz - rot - goldenes Mädel ist in bester Verfassung am Verfassungstage angekommen.

Reg.-Baum. W. Samson u. Frau.

Kämpfer

Die Auszeichnung des braven Vorkämpfers wird daher in allen Kollegenkreisen mit großer Freude aufgenommen.

Nämlich des Herausgebers der Korrespondenz Wilhelm.

›Ich kämpfe stets dafür und habe immer dafür gekämpft, möglichst viel herauszuschlagen.‹

Immerhin ein verkrachter Oberst, der den Gläubigern einer monarchistischen Bank Rede steht. Wo man hinsieht, Kämpfer. Die Teilnehmer am Weltkrieg hatten keine Gelegenheit zu solcher Aktivität.

Bilder

Die Prägerin des »Neanderthalers« hat auch den sinnreichen Vorschlag gemacht, daß die Gerechtigkeit, die die großen Diebe laufen läßt, wenigstens zulassen sollte, daß man ihnen (die ja sogar zurückkehren können, ohne daß ihnen ein Haar gekrümmt wird), »die Tiepolos um die Pappen haut«. Denn es ist doch kein Börseneinbrecher ohne einen Tiepolo über der eisernen Kassa, den er zumeist hereingeschmuggelt hat, zu denken. Aber die neue Publizistik überläßt ihnen auch die Bilder des alten Sprachreichtums und meint, einem von ihnen könne höchstens der Vorwurf gemacht werden,

daß er sich der Gruppe gegenüber, die ihn in den Sattel hob, schwach gezeigt habe.

Sich das vorzustellen! Doch beim Wechselreiten ist der Sattel unentbehrlich.

Die Pest

und zwar die ganz schwere Form, die Budapest, die jetzt über Wien hereingebrochen ist und täglich zu Mittag sich durch die Wiener Straßen verbreitet, hat uns mit der Idolatrie des Schiebers auch einen neuen Sprachreichtum beschert. Dieser lebt sich in der Libertinage der gelockerten grammatikalischen Fesseln aus und in einem Parvenutum der Sprache, dem nicht nur jedes deutsche Wort ein Fremdwort ist, sondern das auch mit Fremdworten so umspringt, als ob es deutsche Worte wären.

— — Für Camillo Castiglioni gibt es heute nur eines: Zurückzukehren, den Anwürfen die Stirne zu bieten und seinen gefährdeten Unternehmungen persönlichen Rückhalt zu leisten. Nichts wäre für ihn verhängnisvoller, als eine dauernde Dessertation von seinem eigenen Werk.

So naheliegend in der Sphäre der heroischen Börsenberichterstattung die Annahme wäre, daß es sich um eine Dissertation über sein nationalökonomisches Werk handelt, auf Grund deren der bekannte Volkswirtschaftler das Ehrendoktorat der Wiener Universität erwerben könnte, so ist doch nur eine gewöhnliche Desertion gemeint, die aber auch besser und der neuen Schieberpathetik gemäßer als Fahnenflucht bezeichnet worden wäre.

Der Harfenspieler Hier

der Sonn- und Montagszeitung:

— — Heute stellt sich heraus, wer die leichtfertigen Käufer waren, welche zu allen noch so unrentablen Kursen die Pakete mit dem Gelde der Einleger für das »nostro« oder für wenig fundierte Konti kauften. O ja, es war sehr leicht, bei steigenden Kursen zu »placieren«, wenn kleine Bankfirmen, nur, um ihre Tüchtigkeit zu zeigen, ganze Emissionen fix übernahmen und gleichzeitig von der emittierenden Bank so überreichlich mit Taggeldern versorgt wurden. Wenn je, so gehört hieher das alte Wort:

»Ihr laßt den Armen schuldig werden — dann übrelaßt ihr ihn der Pein.«

Kein Druckfehler, gehört unbedingt dazu!

Der würdigste Abschluß des Allerheiligentages

Der alte Brauch, die Leute am Allerseelentag im Theater das Gruseln zu lehren, kommt langsam aus der Übung. — — Dafür scheint eine Veranstaltung, die Otto Treßler vor einigen Jahren unternommen hat, dem modernen Gefühl weit mehr zu entsprechen. Treßler gibt seit etlichen Jahren und auch heuer wieder einen »Allerheiligenabend«. — — und er bringt seinen Zuhörern nicht das Gruseln bei, er erschreckt sie nicht durch grauenhafte Bilder des Todes und der Gespenster. Aber er löst die trauervolle Nachdenklichkeit, die alle Menschen an diesem Tage in ihrem Herzen tragen, durch linde, ernste Poesie und erfüllt die wehmütige Stimmung, die jeder ohnehin schon mitbringt, durch den Klang feierlich schöner Verse. Treßlers großes Talent, das sich im Vortragssaale immer am reichsten entfaltet, hat diese Abende immer zum würdigsten Abschluß des Allerheiligentages gemacht.

6

Bunte Welt

— — Sascha Leontjew ist Philosoph. »— — Der Tänzer muß vorerst Philosoph sein, um überhaupt tanzen zu können — —«, sagt er. Er wird das Gottsuchen, das Streben nach Erlösung in einer harmonischen Vereinigung mit dem Unerklärlichen mimen.

In »Küsse um Mitternacht«, zwischen »Der Bobby Kohn ist kein Verkehr für dich!«, »Das ist der Java von Bratislava« und dem »Bubikopflied«.

Kurz und bündig

Eindrücke zu formulieren und Erfolg oder Mißerfolg einer Premiere darzustellen, ist längst nicht mehr Sache der Kritik, die gern in Adjektiven zerflattert. Umso anerkennenswerter die Ausnahme, die einmal zu verzeichnen ist:

Geyer hat ausgesorgt.

7

Ein Weltblatt

wird es immer unter seiner Würde finden, die Schilderung auch der wichtigsten Vorfälle zu breit auszuspinnen, sondern muß es verstehen, in einem knappen Satze das Wesentliche und Wissenswerte herauszuarbeiten:

[Eine Szene im Rathaus.] Der Direktor des Varietéetablissements »Pavillon«, Brett, hatte, wie man uns mitteilt, vor kurzem in einer Finanzabteilung des Rathauses in Steuerangelegenheit vorgesprochen. Im Laufe der Unterredung, während deren er unter anderm aufgefordert wurde, über gewisse Einnahmen Rechnung zu legen, erlitt er einen epileptischen Anfall, stürzte zu Boden und wälzte sich dort im Krampfe. Es wnrde ihm sofort Hilfe geleistet und Herr Brett konnte sich nach einiger Zeit erholen. Er bedankte sich für die Hilfe und entschuldigte sich wegen der Ungelegenheiten, die er verursacht hatte, und begab sich nach Hause.

Ein neuer Schmock

ist erstanden, man habe acht auf ihn.

— — Benatzky-Selim — — Daß das verunglückte Experiment der elf Scharfrichter, ein literarisches und dabei nicht langweiliges Kabarett zu schaffen, mehr als ein Jahrzehnt später der Verwirklichung entgegengeht. — —

In der jüngsten Vergangenheit hat sich in der Schauspielkunst ein Stil herauskristallisiert, der in der Übersteigerung der Tragik zu einem verzweifelten und doch befreienden Lachen besteht. Er ist eine Art passiver Satire ohne die Heldenpose des literarischen Satirikers, ein Mittelding zwischen den tragischen Lozelachs Karl Kraus' und dem resignierten Da-kann-man-nix-machen-Humor Bernard Shaws, ein Stil, der beispielsweise von Jannings virtuos beherrscht wird, und wie gesagt, in Chaplin seine höchste Steigerung hat — —

Ringelnatz — — Blandine Ebinger — — Elisabeth Bergner — — Grünewald und Greco — — Strindberg oder Weininger — —

Und endlich, in ihrem Liedchen von der kleinen, chinesischen Prinzessin Minutti, die Bauchweh zu haben glaubt, während sich etwas Kleines in ihr regt, da wächst sie zur Sage empor. — — Schöpfung des neuen Mythos — — Dabei gravidiert alles nach dem Osten — —

So ist es, zumal unter den Umständen der Prinzessin. Es ist alles da, nicht so wie bei arme Bocher. Inklusive Chaplin, ohne den heute überhaupt kein Literaturleben ist. Und daß die elf Scharfrichter »mehr als ein Jahrzehnt« zurückliegen, ist auch ganz richtig. Sie waren zwar kein »verunglücktes Experiment«, aber sie wirkten zu einer Zeit, wo die neuen Schmöcke, die zu allem alles und nichts zu sagen haben, noch nicht geboren waren.

9.

Unser Preisausschreiben

Breitner muß vor allem eines konstatieren:

den Niedergang der Operette.

Die Operette steht vor einer inneren Umwandlung, sie muß aus dem Knusperhäuschen mit dem Sentimentalitätsbrei hinaus, sie muß sich ein Reformkleid anmessen lassen. Diesen Übergang darf man ihr nicht durch unerträgliche Steuerbelastung erschweren. Gegen die Zeit und gegen die Entwicklung läßt sich eben nichts ausrichten.

Sehr richtig, aber wenn der Verfasser dieser Sätze imstande ist, zu erklären, was er sich dabei gedacht hat, sowohl was das Verfahren betrifft, die Operette aus dem Knusperhäuschen mit dem Sentimentalitätsbrei ins Reformkleid zu bringen, wie den Vorschlag, solches durch Steuererleichterungen zu fördern, so erhält er zwar keine Reise nach Paris, aber ein Retourbillett nach Budapest, und zwar zu dauerndem Aufenthalt.

10

Serpentinengedankengänge

» — — Die alte Guckkastenbühne wurde vor ein paar hundert Jahren von den Italienern erfunden, um prachtliebenden Königen die Zeit zu vertreiben. — — Heute gibt es keine Könige mehr, und das Volk füllt die Kinos, die Tanzsäle und die Tribünen um den Boxring. Das Theater ist erledigt. Man kommt nur dann ins Schauspielhaus, wenn man eine Freikarte hat — -- Das Publikum sitzt rings um die Plattform herum und sieht in die Tiefe, aus der die Schauspieler auf dem Serpentinenweg nach oben eilen oder fahren. Der Schauspieler ist nun kein Schaustück mehr, sondern ein Mensch, der mitten im Volke steht, von allen Seiten sichtbar.«

Bis zum Umsturz scheinen die Könige die Theater gefüllt zu haben und weil es keine Könige mehr gibt, freut auch das Volk die ganze Theaterspielerei nicht mehr und es besucht lieber den Boxring. Um nun dem Theater wieder aufzuhelfen, blieb nichts übrig, als ihm die Form des Boxrings zu geben, an der nun einmal das Volk sein Gefallen gefunden hat und gewiß auch die Könige ihre Freude hätten, wenn es sie noch gäbe. Was die Freikarten betrifft, die den Schauspielhäusern noch eine gewisse Anziehungskraft sichern, so scheinen bei den Aufführungen der Raumbühne keine ausgegeben worden zu sein, weshalb die Wahrnehmung gemacht werden konnte, daß das Ineinanderfluten von Bühne und Publikum auf Schwierigkeiten stieß. Der Schauspieler war zwar kein Schaustück mehr, sondern ein Mensch, der von allen Seiten sichtbar war und dem zu seinem Glück nur das eine fehlte: mitten im Volke zu stehn.

— — »Sie meinen also, Herr Kiesler, daß Gretchen auf dem Motorrad zur Plattform hinaufjagt, oben das Lied am Spinnrad singt und dann im Lift in die Tiefe saust, während inzwischen Faust und Mephisto im Kleinauto den Serpentinenweg heraufbrausen?« Herr Kiesler bleibt völlig ruhig. »Ich glaube nicht, daß wir den Faust spielen werden. Es gibt Stücke genug, die sich für meine Bühne eignen. Wir beginnen mit der tragischen Revue eines Berliner Dichters. Doch ich habe die Absicht, auch Aeschylos und Sophokles aufzuführen.«

Noch besser aber als für die Dramen dieser Autoren dürfte sich die Raumbühne für Stücke eignen, in denen eine Raumbühne vorkommt.

Verbroigter Loibusch

Wenn wie sonst berufsmäßige Verkleinerer behaupten, die Presse das große Übel der Welt ist, so sind die Druckfehler das Korrektiv und im Gegensatz zum sonstigen Text unbezahlbar. Druckfehler beziehen von der Autorität des Drucks die Macht, Lebenstatsachen zu schaffen wie dieser selbst, aber als ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will, wirken sie zumeist Segen. Daß Seine Majestät gehurt haben, war vielleicht der erste Aufschluß, den der Untertan über das Wesen der Monarchie empfing, weil er sich das bis dahin gar nicht vorstellen konnte. Was aber ist ein verbroigter Loibusch? Ich weiß es nicht, doch weiß ich, wenn es ein Druckfehler war, so hat er auf das glücklichste den Sinn der k. k. Staats- und Kriegswelt anno 1915 als den Inbegriff des Wirrsals ausgedrückt, als unter dieser Chiffre ein Scherflein in der Neuen Freien Presse ausgewiesen erschien, welche damals mit rabiaten Leitartikeln und deren 30·5 cm-Titeln in das Chaos fuhr, als wollte der alte Biach sich den Sieg mit Gewalt richten. Als es schon im Gemäuer rieselte und ich im Frühjahr 1915 in Rom wußte, daß die repräsentierten Dummköpfe der Mittelmächte — bei denen das Mittel, das sie anwandten, vom Maß ihrer Fähigkeit bezogen war und darum jede Vermittlung aussichtslos machte —, daß sie sich also auch mit Italien verrechnet hatten, und da ich diese Tatsache einer Freundin melden wollte, deren intellektuelle Fähigkeit ausgereicht hätte, den ganzen Weltkrieg zu verhüten, ihn aber im Gegensatz zu Herrn Berchtold nicht überleben durfte, telegraphierte ich ihr bloß das Wort: Verbroigter Loibusch, und die Zensuren waren davon so fasziniert, daß sie es durchließen. Es bedeutet, anderes als jene andere rätselhafte Wortbildung, die ich in diesem Heft dem Sprachschatz einverleibe, einen mehr durch persönliche Verhatschung als durch das Geschick oder die Macht der Verhältnisse hervorgerufenen Pallawatsch. Der größte verbroigte Loibusch nach dem Weltkrieg ist bekanntlich die Affäre Sternberg. Eines der besten Beispiele von verbroigtem Loibusch jedoch — der eben, wenn er ein Druckfehler ist, doch zugleich die Gabe hat, die durch ihn bewirkte Verwirrung und Verwirksung sinnfällig zu machen — ist ein Gerücht, welches sich an die neueste Berliner Theatergründung des Herrn Reinhardt knüpft. Druckfehlern ist geradezu die Kraft der Legendenbildung verliehen und sie können unter Umständen entscheiden, ob eine Persönlichkeit heilig zu sprechen oder zu lynchen ist. Herrn Reinhardt ist die bessere Chance eröffnet. Hartnäckig erhält sich nämlich die Version, die in diesem Fall wirklich eine Lesart ist, daß er mit seinem neuen Theater kein Geschäft machen wird. Das ist aber keine Prophetie, die bei einem Theater der oberen Zehn, das vermutlich auch »Bäder im Haus« hat, ja nicht gerade den Blick einer Theaterkassandra erfordert, sondern geradezu die Weitergabe eines Direktionsprogramms. Reinhardt will kein Geschäft machen. Müde der Praxis, an viertausend Proletariern, die einen Zirkus füllen, zu verdienen, hat er sich auf der Mittaghöhe seines Wirkens entschlossen, sich für die Bankdirektoren zu opfern und ihnen ein Schmuckkasterl hinzubauen, wo die künstlerische Teilnahme einer auserwählten Schar ihm Lohn sein wird, der reichlich lohnt. »Der Zuschauerraum, der nur Platz für etwa 500 Personen bietet, wird in enger Anlehnung an den Rokokostil ausgestattet sein.« Und sie sollen bei jeder Loge auch ihr

verdient —, stand es mir fest, daß der Journalismus einzig und allein mir Brot geben könnte. Aber wie war es möglich, in die Redaktionen einzudringen? Ich will Ihnen nicht von meinen vergeblichen Schritten und Bittgängen erzählen, auch nicht von dem halben Jahr, das ich als Volontär arbeiten, wo ich mir sagen lassen mußte, ich verscheuchte die Abonnenten, während ich sie im Gegenteil anlockte ....

Finot ist Chefredakteur. Wissen Sie, wovon ich lebe? Ich verkaufe die Billets, die mir die Theaterdirektoren geben, damit ich ihnen in der Zeitung nicht unangenehm werde, die Bücher, die mir die Verleger schicken und die ich besprechen soll. Endlich treibe ich, wenn sich erst Finot befriedigt hat, mit den Naturalien Handel, die die Industriellen uns liefern, für oder gegen die Finot mir erlaubt, Artikel zu schreiben. Eine Arznei gegen Blähungen, die ‚Sultaninpasta', ein Haaröl, die ‚brasilianische Mixtur' zahlen für ein scherzhaftes Artikelchen zwanzig oder dreißig Franken. Ich bin gezwungen, den Verleger anzukläffen, der dem Blatt wenig Exemplare gibt: die Zeitung nimmt zwei davon, die Finot verkauft, und ich bekomme zwei, die ich ebenfalls verkaufe; und wenn ein Verleger ein Meisterwerk herausbrächte, wenn er mit Exemplaren geizte, würde er totgeschlagen. Das ist gemein, aber ich lebe von diesem Handwerk und hundert andere wie ich! Glauben Sie aber nicht, die politische Welt wäre besser als die literarische: alles in diesen beiden Welten ist Korruption; jeder Mensch, der damit zu tun hat, korrumpiert oder wird korrumpiert. Wenn es sich um ein Verlagsunternehmen handelt, das einigermaßen bedeutend ist, dann zahlt mich der Verleger, aus Furcht, angegriffen zu werden ....

Die Schauspielerinnen zahlen auch für das Lob, aber die geschicktesten zahlen für die Kritik; was sie am meisten fürchten, ist das Totschweigen. Da-

ganzen Familie erhalten und neu aufbauen geholfen. Hätten wir aber die Pflicht gehabt, die Eltern zu verständigen, dann wäre allen geschadet, aber niemand genützt gewesen. Darum möge auch in Zukunft an der Schweigepflicht festgehalten werden.« Der Mann hat nur zu recht. Aber er hat vergessen, zu erwähnen, daß das Schweigen in solchen Fällen auch dem Besitzer des Sanatoriums eine Frucht trägt. Sie wäre noch ergiebiger, wenn man die andere beseitigen könnte. Das verbietet allerdings ein törichtes Gesetz, und noch nie hat sich bekanntlich durch dessen Übertretung der mutigste Gynäkolog (dem sonst in die Hose nicht das Herz fällt) in der Karrière behindern lassen. Immerhin wird die Diskretion über eine Geburt noch immer besser bezahlt als der Verrat einer Fruchtabtreibung. Die jungen Damen aus vornehmem Hause, die in guter Hoffnung und bestem Glauben in das Sanatorium kommen, würden sichs künftig überlegen, wenn die Nachfrage der Eltern die Entbindung vom ärztlichen Berufsgeheimnis bedingte. Es wird ihnen ohnehin nicht angenehm sein, daß von offizieller Seite im ‚Neuen Wiener Journal' für alle Zukunft das harmloseste Frauenleiden als Schwangerschaft verdächtigt wird. Manche Frau, die es sich versagen möchte, dem Reporter ein zartes Geheimnis ins Ohr zu flüstern, das sie ihrem Gatten vorenthalten muß, wird den Weg ins Sanatorium scheuen, wo man sich allzulaut des Schweigens rühmt. Und vor allem wird vielleicht jene junge Dame selbst fortan unter dem Argwohn der Eltern und des glücklichen Mannes zu leiden haben; denn sie konnte zwar die Existenz ihres Kindes verheimlichen, aber das ‚Neue Wiener Journal' kommt ins Haus, und eines Tages erkennt sie, daß der Aufenthalt im Sanatorium nicht ohne Folgen geblieben ist. So hat die ärztliche Diskretion wieder einmal das Glück einer Ehe, nein, das Glück einer ganzen Familie erhalten, nein, mehr als das: neu auf-

Speiszimmer haben und auch einen üppig ausgestatteten Vorraum, in dem die Logeninhaber während der Pause Cercle halten können«. Alles in Rokoko. Dicke Teppiche werden das geringste sein, was er ihnen hinlegt, so daß sie sich kannibalisch wohl fühlen können wie jene anderen Wesen, die ihrer Zahl nach das Reinhardsche Theater ~~gerade~~ gefüllt hätten. Er selbst aber wird darben. So war es wenigstens im Neuen Wiener Journal zu lesen und das Kuriosum war dort mit Recht in Sperrdruck gesetzt:

Weite, bequeme, gepolsterte Sessel werden den Raum füllen. Einen Reingewinn wird das Theater nicht haben.

Mißtrauisch wie ich in Kulturangelegenheiten bin, verglich ich den Text des Telegramms mit dem ziemlich gleichlautenden in den anderen Blättern, wobei sich herausstellte:

Dicke Teppiche und weiche, bequem gepolsterte Sessel werden den Raum füllen. Ränge wird das Theater nicht haben.

Das macht ~~aber~~ nichts, das Gerücht erfüllt sich. Es ist ~~aber~~ vielleicht wahr oder kann mindestens neben der Wahrheit bestehen: Das Theater wird keine Ränge und keinen Reingewinn haben. (Zwei Tatsachen, wovon sich die erste freilich nicht erst ~~nach der Eröffnung~~ herausstellt.) Wie das aber schon so geschieht, packte gleichzeitig der verbroigte Loibusch die ökonomische Welt der Reinhardtbühnen von einer anderen Seite. Hatte er ihn dort zum Mäzen gemacht, so machte er ihn hier zum ~~Geizkragen~~. In einem Feuilleton, in dem Herrn Reinhardt ~~zum~~ Verdienst angerechnet wurde, daß er sogar bis nach Prag gegangen sei, um sich Schauspieler zu holen, war dem Lobredner eine Wendung entrutscht, die vielleicht als Lob ~~seiner~~ Tatkraft gemeint war, aber eine so vernichtende Bosheit enthielt, daß der verbroigte Loibusch am nächsten Tag als Druckfehler berichtigt werden mußte. Wenn er wirklich einer war, so war er einer der besten, die je gemacht wurden:

(Reinhardt und die Gagen seiner Schauspieler.) In unser Feuilleton vom vorigen Samstag, »Gruß an Max Reinhardt«, hatte sich ein peinlicher Druckfehler eingeschlichen. Es stand dort zu lesen: Andere (seine Schauspieler nämlich) holte er ohne Gage aus einer eigenen Statisterie. Das sollte selbstverständlich Reinhardt nicht nachgesagt werden, daß er keine Gagen zahle. Der Passus soll richtig heißen: ». . . holte er ohne Zahl . . .«

»Ohne Zahl« ist natürlich kein Druckfehler für »ohne zu zahlen«, das wäre noch peinlicher. Sollte Herr Reinhardt der wirklich Statisten ohne Zahl als Schauspieler beschäftigt habe — wie etwa die Zöglinge seiner Schule, unter den Namen der Stars auftraten —, und ihnen allen Gage gezahlt habe, so wäre es wieder kein Wunder, daß er ohne Reingewinn dasteht. Man darf aber einen verbroigten Loibusch nicht analysieren und nicht in Ordnung zu bringen suchen, sondern muß ihn nehmen wie er ist, um Freude an ihm zu haben. Druckfehler fördern so sehr die Legende, daß sie das beste Mittel der Aufklärung sind. Sie geben den Erscheinungen erst das Profil. Wenn die Zeitungen bloß den Text richtigstellen wollten, der keine enthält, könnte alles noch gut werden.

verdient —, stand es mir fest, daß der Journalismus einzig und allein mir Brot geben könnte. Aber wie war es möglich, in die Redaktionen einzudringen? Ich will Ihnen nicht von meinen vergeblichen Schritten und Bittgängen erzählen, auch nicht von dem halben Jahr, das ich als Volontär arbeiten, wo ich mir sagen lassen mußte, ich verscheuchte die Abonnenten, während ich sie im Gegenteil anlockte ....

Finot ist Chefredakteur. Wissen Sie, wovon ich lebe? Ich verkaufe die Billets, die mir die Theaterdirektoren geben, damit ich ihnen in der Zeitung nicht unangenehm werde, die Bücher, die mir die Verleger schicken und die ich besprechen soll. Endlich treibe ich, wenn sich erst Finot befriedigt hat, mit den Naturalien Handel, die die Industriellen uns liefern, für oder gegen die Finot mir erlaubt, Artikel zu schreiben. Eine Arznei gegen Blähungen, die ‚Sultaninpasta', ein Haaröl, die ‚brasilianische Mixtur' zahlen für ein scherzhaftes Artikelchen zwanzig oder dreißig Franken. Ich bin gezwungen, den Verleger anzukläffen, der dem Blatt wenig Exemplare gibt: die Zeitung nimmt zwei davon, die Finot verkauft, und ich bekomme zwei, die ich ebenfalls verkaufe; und wenn ein Verleger ein Meisterwerk herausbrächte, wenn er mit Exemplaren geizte, würde er totgeschlagen. Das ist gemein, aber ich lebe von diesem Handwerk und hundert andere wie ich! Glauben Sie aber nicht, die politische Welt wäre besser als die literarische: alles in diesen beiden Welten ist Korruption; jeder Mensch, der damit zu tun hat, korrumpiert oder wird korrumpiert. Wenn es sich um ein Verlagsunternehmen handelt, das einigermaßen bedeutend ist, dann zahlt mich der Verleger, aus Furcht, angegriffen zu werden ....

Die Schauspielerinnen zahlen auch für das Lob, aber die geschicktesten zahlen für die Kritik; was sie am meisten fürchten, ist das Totschweigen. Da-

ganzen Familie erhalten und neu aufbauen geholfen. Hätten wir aber die Pflicht gehabt, die Eltern zu verständigen, dann wäre allen geschadet, aber niemand genützt gewesen. Darum möge auch in Zukunft an der Schweigepflicht festgehalten werden.« Der Mann hat nur zu recht. Aber er hat vergessen, zu erwähnen, daß das Schweigen in solchen Fällen auch dem Besitzer des Sanatoriums eine Frucht trägt. Sie wäre noch ergiebiger, wenn man die andere beseitigen könnte. Das verbietet allerdings ein törichtes Gesetz, und noch nie hat sich bekanntlich durch dessen Übertretung der mutigste Gynäkolog (dem sonst in die Hose nicht das Herz fällt) in der Karrière behindern lassen. Immerhin wird die Diskretion über eine Geburt noch immer besser bezahlt als der Verrat einer Fruchtabtreibung. Die jungen Damen aus vornehmem Hause, die in guter Hoffnung und bestem Glauben in das Sanatorium kommen, würden sichs künftig überlegen, wenn die Nachfrage der Eltern die Entbindung vom ärztlichen Berufsgeheimnis bedingte. Es wird ihnen ohnehin nicht angenehm sein, daß von offizieller Seite im ‚Neuen Wiener Journal' für alle Zukunft das harmloseste Frauenleiden als Schwangerschaft verdächtigt wird. Manche Frau, die es sich versagen möchte, dem Reporter ein zartes Geheimnis ins Ohr zu flüstern, das sie ihrem Gatten vorenthalten muß, wird den Weg ins Sanatorium scheuen, wo man sich allzulaut des Schweigens rühmt. Und vor allem wird vielleicht jene junge Dame selbst fortan unter dem Argwohn der Eltern und des glücklichen Mannes zu leiden haben; denn sie konnte zwar die Existenz ihres Kindes verheimlichen, aber das ‚Neue Wiener Journal' kommt ins Haus, und eines Tages erkennt sie, daß der Aufenthalt im Sanatorium nicht ohne Folgen geblieben ist. So hat die ärztliche Diskretion wieder einmal das Glück einer Ehe, nein, das Glück einer ganzen Familie erhalten, nein, mehr als das: neu auf-

251
41, 42

Jackie

(Großmann ist mir lieber) hat nach dem Papst und der Akropolis auch Herrn Dr. Hainisch gesehen, er hat nun alles kennen gelernt, was ein heranwachsender Mensch braucht, wenn er ins Leben hinaustreten soll, er hat, um in der Entwicklung nicht zurückzubleiben, sogar einen Empfang der Wiener Presse abgehalten, und so mag man denn begierig sein, wie es ihm im Leben weiter ergehen wird. Vielleicht wird es ihm dereinst fehlen, daß er, als er nach den Tagen der Wiener Begeisterung, die so plötzlich abbrach, weil er es mit den Dimensionen des Zeppelin nicht aufnehmen konnte — daß er, als er damals nach Berlin kam, Ebert nicht zu Gesicht bekommen hat. Wie dem immer sei, die ganze Grauslichkeit dieser Welt ließe sich wohl in nichts besser erkennen als in der pyramidalen Kinderschändung, zu der sie sich nach dem großen Männermorden die Hände gereicht hat, und ein Triumphzug der internationalen Schande bleibt diese Impresa der Kindlichkeit, an der den Weltwüstling nicht einmal die Assistenz der unternehmenden Eltern abstößt. Aber das perverse Grauen einer Zeit, in der die Säuglinge die Mütter ernähren, wird erst vollkommen im publizistischen Abbild des Gedränges um ein Wunder der Natur, das wahrlich mehr noch als ihre Gnade ihre Grausamkeit bezeugt. Die Neue Freie Presse hat alle Stadien der Erwartung bis zur Erfüllung mitgemacht, und wie das so geht unter dem Zauber der Kindlichkeit, ward sie selbst zum Kinde.

Die Enttäuschung vom Sonntag, an dem viele Tausende den kleinen Künstler vergeblich erwartet hatten, schien zunächst noch nachzuwirken: Nach 7 Uhr war die Zahl der Wartenden vor dem Ostbahnhofe noch verhältnismäßig gering, und man sah der Ankunft des Budapester Abendschnellzuges mit einem gewissen Zweifel entgegen: »Wer weiß, ob Jackie heute kommt!«

No ja, diese Worte sind von ihr natürlich nicht erlauscht worden, sondern sie bemüht sich (selbstredend), der Sprache des Zweifels eine Gestalt zu geben. Wie sagt man, wenn man nicht weiß, ob Jackie heute kommt? »Wer weiß, ob Jackie heute kommt!« Sehr gut. Inzwischen ist das Gedränge beängstigend geworden, der Zug fährt in die Halle und die Neue Freie Presse beobachtet:

Photographen suchen in diesem Durcheinander ihre Apparate vor Beschädigung zu bewahren, einem Herrn wird der Zwicker zerbrochen, eine Dame entdeckt, daß ihre Pelzboa plötzlich auf Nimmerwiedersehen verschwunden ist.

Wenn jemals, so ist die alte Wiener Einrichtung, daß bei einem Gedränge vor allem andern gestohlen wird, zu begrüßen. Wie dem Herrn die Beschädigung des Zwickers — er tröstet sich wohl: »Besser is schon wie gar nix« —, so ist der Dame der Verlust der Boa zu gönnen. Die Sicherheit in Wien wird nur durch die Tagediebe gefährdet. Wenn zum Empfang eines Filmstars bloß die Taschendiebe ausrückten, so würde dergleichen nicht mehr vorkommen. Dann könnten uns nur noch die Beobachtungen der Neuen Freien Presse gestohlen werden. Jackie,

der mit leisem Lächeln auf dem Trittbrett steht und sich in lässiger Anmut an die Griffstange schmiegt

schließt geblendet die Augen. Aber nicht wegen der Geistesblitze des Vertreters der Neuen Freien Presse, sondern nur im Magnesiumlicht, und das Trittbrett, auf dem man mit leisem Lächeln stehen kann, ist keines, von ~~dem~~ er einen Tritt erhält, sondern:

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fieberndem Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

Jackies Vater, ein sympathischer junger Mann, hebt seinen kleinen Buben vom Trittbrett auf den Bahnsteig herüber, Jackies Mutter, eine hübsche Frau mit schwarzem Bubikopf, streicht ihrem Liebling zärtlich über die Wange.

Sie hat auch allen Grund dazu. Wer so für seine jungen Eltern, die nicht mehr arbeiten können, sorgt, hat Anspruch auf ihre Dankbarkeit.

Jetzt aber wird es gefährlich.

Nämlich in dem beängstigenden Gedränge beginnt der Vertreter der Neuen Freien Presse ein Interview, da er offenbar der Meinung ist, daß man einem Kind mit dem Frage- und Antwortspiel Freude bereitet. Zunächst kommt das beliebte Marmelade-Motiv.

»Ist es wahr, Jackie, daß Du dir an Marmelade den Magen verdorben hast?« fragt man ihn. »Aber nein«, erzählt er, »ich hätte sehr gern eine ganze Marmeladenflasche aufgegessen; aber ich bekomme ja nicht so viel Jam.«

Nur uns hat die Marmelade, die wir immer wieder aufgetischt bekamen, den Magen umgedreht. Natürlich verzichtet der alte Schmock, der längst nicht mehr weiß, welchen Beruf er verfehlt hat, auch auf die Frage nicht, was Jackie werden wolle, dieser antwortet, das werde er sich erst in ein paar Jahren überlegen, also so viel wie schmecks. Dann bringt die Familie ihren Ernährer in Sicherheit, doch jener meldet in aller Seelenruhe, daß zahllose Kinder in Gefahr gerieten, in dem Gedränge, in das Jackie sich nicht einlassen will, »niedergetreten und schwer verletzt zu werden«.

Ringsum an den Laternenkandelabern hängen ganze Traubenbüschel von Kindern.

Und wäre eines vom Dach des Autos, in dem Jackie sitzt und auf das etliche Altersgenossen geklettert sind, heruntergefallen, es gübe eine Beobachtung mehr, aber kein Minus an Empfangsfreude. Das Auto fährt ab. Man sieht noch, daß Jackies Gouvernante »bebrillt« ist. Sie fahren an der »rückwärtigen Front« des Hotels vor. Dies ist eine eigenartige Umschreibung für den hintern Eingang, den sich der Interviewer vorbehält, wenn er ins Hotel kommt. Dort beobachtet er, daß sich Jackie »in den Apartements«, in die er »seinen Einzug« hält, »unglaublich rasch heimisch fühlt«. Selbstredend hat er auch Zinnsoldaten vorgefunden. Eine Verkleinerung jener Gestalten, die an der ungarischen Grenze, über die er nach Wien kam, seine Altersgenossen erschießen oder zertrampeln. Während er mit ihnen spielt, läßt er sich interviewen, das heißt, er beantwortet »zwischendurch schön artig« alle Fragen. Diese Doppelbeschäftigung unterbricht er alle zwei, drei Minuten, um sich wieder auf den Balkon zu begeben und die Ovationen der Menge entgegenzunehmen. Wie eben Kinder sind. Das geht so durch eine halbe Stunde: Ovation, Zinnsoldaten, Presse. Auf den Balkon, wieder zurück — ein Kinderspiel. Natürlich läßt sich die Frage aller Fragen, wiewohl schon auf dem Bahnhof negativ beantwortet, nicht mehr unterdrücken:

»Jetzt sag' mal, Jackie, ist das wahr, was die Leute erzählen, daß du in Athen einen halben Topf Marmelade genascht hast?« — »Oh, das ist ja gar nicht wahr! Aber das können Sie mir glauben, wenn ich so was gekriegt hätte, ich hätte es bestimmt aufgegessen!« Er ist wirklich sehr lustig, der kleine Spitzbub!

bemerkt die alte Kuh.

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

Aus Bethulien

—— Wenn sie das Zelt des Holofernes betritt, erweist sich, daß ihr Begehren, dem »ersten und letzten Manne« anzugehören, größer war als die »Sendung«, den Peiniger ihres Volkes zu beseitigen. Wie drängt ihr Leib nach dem Gewaltigen, Überragenden, dessen Grausamkeit ihre Seele verabscheut, wie schreit ihr Blut nach dieser männlichen Bestie, die sie wie ein ekles Untier vernichten möchte, wie schmilzt ihr Haß in seinen Armen, wie herrlich kämpft, wie leidvoll beglückt unterliegt ihr Frauenstolz seiner Brunst. Meisterhaft auch die adelige Ruhe in der Schlußszene. Ein Frauenleben ist abgeschlossen und die Not, die eine furchtbar schöne Stunde brachte, wird durch die Überlegung gelindert, daß jetzt die Leutchen sorglos ihren Kohl bauen dürfen.

Gewiß, es kommt bei Hebbel vor. Aber die Schauspielerin muß doch nicht ganz beim Erlebnis gewesen sein, wenn sie schon an die Kritik dachte.

Sie hat eine Idee

Denn trotz alledem, sie hat eine Idee. Spiralenförmige Schleifen führen zum höchsten Plateau. Die Schleifen ähneln einer Motorfahrbahn, das Plateau gleicht dem Ring eines Boxkampfes. Darüber kann man lächeln. Aber man kann nicht leugnen, beides ist in unserer Zeit enthalten und unterscheidet diese Tage von andern, von vergangenen nnd künftigen. — —

Wenn das Theater die Motorfahrerschleifen übernimmt, was bedeutet das anders, als daß versucht wird, allem Bewegten, Leidenschaftlichen, Kämpferischen im Innern eines Dramas ein äußeres Bild zu geben, eine sichtbare Unterstützung. Jedes Drama rast ja eine Weile in steiler Wendung hinauf, ist da nichts als motorische explodierende Kraft. Aber jedes Drama wird auf seiner Höhe Besinnung, Bekenntnis und Forderung. Da kämpft Idee gegen Idee, Geist gegen Geist und es gibt Besiegte und Sieger. Wie im Boxerring. Alles Große, alles was Ewigkeit will, wird von diesem Plateau klar sprechen, wie auf der Spirale alle trübe Leidenschaft noch mit sich ringt.

Diese Idee der Raumbühne finde ich fruchtbar und zukünftig.

Oskar Maurus Fontana.

Ich bezieh' halt alles auf mich

»Wieder ein Bahr-Abend, der den Widersachern des Wandlungsreichen den Kampf gegen ihn erschwert.«

Mir nicht.

»Ein Werk, in welchem der gute Europäer Hermann Bahr seinem Ursprung nachging, wird man wohl lieben müssen, wenn man Bahr liebt — und wer tut das nicht?

Ich.

Aber gerade diese Liebe mahnt zur Vorsicht.

Möcht' ich auch meinen.

Und so muß denn ganz behutsam die Frage aufgeworfen werden, ob diese fünf Akte in der Tat auf die Bühne gehören . . .«

Da wär' ich wieder beherzter.

Für den gleichen Zweck Spende G. K. 1,000.000, »ein unbekannter Linzer« (als Dank für Karl Kraus) 50.000.

Richtlinien für die neue Kunst

Mopp — man stelle sich nur vor, daß ein Genius sich so nennt — wird von der Wiener Kunstreportage, die gemacht hat, daß sein Name in der »großen Welt« ein guten Klang hat, nun als Heimkehrer gefeiert. Denn die Zeitung macht alles. Sie läßt einen Schützling so lange »verkannt« werden, bis nach anhaltendster Auslandsreklame im Inland, bis der nemo als propheta in sua patria dasteht. »Eines ist sicher«, ruft der Kundigsten einer, »die österreichische Malerei hat einen neuen Führer gefunden!« Und läßt sich vom Erlebnis Mopp zu der folgenden prinzipiellen Darlegung hinreißen:

Wir leben nicht mehr in der Zeit des bürgerlichen Heimideals, der stillen Geruhsamkeit, und gemalte Pflaumen mit Gemüse bringen in uns nichts zum Schwingen. Ein Mensch der Großstadt, der zwischen Autos, Börsenkursen, Kokotten und Konferenzen dahinlebt, seine freie Zeit am Sportplatze und im Gebirge zubringt — was soll dieser Mensch mit einem Bilde beginnen, in dem keine Spur vom ganzen Geist der Zeit enthalten ist? Mag es malerisch noch so schön durchkomponiert sein — Zwetschken und Grünzeug haben für uns nur in gekochtem Zustande Interesse.

Erst wenn die Künstler hinaugehen werden auf Fußballplätze und Skischanzen, ins wirkliche Leben hinaus, wenn sie in Konzertsälen und im Räderlärm der Straße erkennen werden, was die Menschheit bewegt — dann erst wird die bildende Kunst ihren verlorenen Platz wieder erringen . . .

Das sind einmal Kunstprinzipien, die Hand/Fuß haben.

Die Cherusker in Krems

Zufolge vertraulicher Angaben hatte der Polizeibezirksleiter von Döbling Erhebungen über Vorgänge im Café Rudolfshof gepflogen. Die Anzeige besagte, daß sich im Jagdstüberl des Cafés unsittliche Vorgänge abspielen, daß sich dort eine unmoralische Stammtischgesellschaft zusammenfinde, der Geschäftsführer Anton W. einen unsittlichen Gummigegenstand herumzeige, daß sich Frauen nackt produzieren und anderes. Infolgedessen war W. vor dem Bezirksgericht Döbling wegen Übertretung gegen die Sittlichkeit angeklagt.

— — Als Zeuge wurde auch der christlichsoziale Bezirksrat Sch. vernommen. Er wurde gefragt, ob er es für möglich halte, daß W. den weiblichen Gästen »laszive Figuren« gezeigt habe. — Zeuge: Nein, er war wohl in seinen Ausdrücken etwas derb, aber so etwas habe ich nie bei ihm gesehen.

Dann marschierten die Stammgäste des Jagdstüberls auf. Sie erzählten von lustigen Unterhaltungen und Zechereien, stellten jedoch unmoralische Begebenheiten in Abrede. Der Stammgast Leopold W. teilte mit, daß sich unter den Stammgästen Abgeordneter . ., Landeshauptmann . ., Landeshauptmannstellvertreter . . und andere Politiker befanden.

Die Friseurin A. B. gab aber an, daß ihr W. einmal eine laszive Figur aus Gips gezeigt habe. Sonst wisse sie nichts. Sie habe das für einen harmlosen Scherz angesehen. — Zeugin K. K. erzählte: Einmal ist von W. etwas gezeigt worden, was in einer Lade aufbewahrt war. Er machte damals die Lade auf und legte den Gegenstand wieder hinein. Wir haben ihm gesagt, er solle es uns auch zeigen, und da hat er es uns auch gezeigt. — Richter Landesgerichtsrat Dr. R.: Eine Frau soll in die Lade gegriffen und dann zu ihrem Mann gesagt haben: »So, jetzt brauch' ich dich nicht!« — Angekl.: Ich habe damals sofort gesagt: »Das ist eine Gemeinheit, über meine Lade zu gehen!« Das Ding hatte ein Gast einmal vergessen und ich hatte es aufbewahrt. — — Zeugin: Es war in der Lade in Papier eingewickelt. — — Verteidiger Dr. Z.: Erinnern Sie sich, daß eine Frau dann zu ihrem Mann sagte: »Jetzt brauche ich Dich nicht mehr!« — Zeugin: »Ja.« — Dieser Vorfall wird noch von zwei Zeuginnen, Mutter und Tochter, bestätigt. Die Tochter gibt an: Es war damals eine Gesellschaft von der Wieden beisammen. Sie waren in angeheiterter Stimmung. Es waren sehr feine Leute beisammen. Es hat sich niemand entrüstet. — —

Glossen

Die Cherusker in Krems

Zufolge vertraulicher Angaben hatte der Polizeibezirksleiter von Döbling Erhebungen über Vorgänge im Café Rudolfshof gepflogen. Die Anzeige besagte, daß sich im Jagdstüberl des Cafés unsittliche Vorgänge abspielen, daß sich dort eine unmoralische Stammtischgesellschaft zusammenfinde, der Geschäftsführer Anton W. einen unsittlichen Gummigegenstand herumzeige, daß sich Frauen nackt produzieren und anderes. Infolgedessen war W. vor dem Bezirksgericht Döbling wegen Übertretung gegen die Sittlichkeit angeklagt.

— — Als Zeuge wurde auch der christlichsoziale Bezirksrat Sch. vernommen. Er wurde gefragt, ob er es für möglich halte, daß W. den weiblichen Gästen »laszive Figuren« gezeigt habe. — Zeuge: Nein, er war wohl in seinen Ausdrücken etwas derb, aber so etwas habe ich nie bei ihm gesehen.

Dann marschierten die Stammgäste des Jagdstüberls auf. Sie erzählten von lustigen Unterhaltungen und Zechereien, stellten jedoch unmoralische Begebenheiten in Abrede. Der Stammgast Leopold W. teilte mit, daß sich unter den Stammgästen Abgeordneter . ., Landeshauptmann . ., Landeshauptmannstellvertreter . . und andere Politiker befanden.

Die Friseurin A. B. gab aber an, daß ihr W. einmal eine laszive Figur aus Gips gezeigt habe. Sonst wisse sie nichts. Sie habe das für einen harmlosen Scherz angesehen. — Zeugin K. K. erzählte: Einmal ist von W. etwas gezeigt worden, was in einer Lade aufbewahrt war. Er machte damals die Lade auf und legte den Gegenstand wieder hinein. Wir haben ihm gesagt, er solle es uns auch zeigen, und da hat er es uns auch gezeigt. — Richter Landesgerichtsrat Dr. R.: Eine Frau soll in die Lade gegriffen und dann zu ihrem Mann gesagt haben: »So, jetzt brauch' ich dich nicht!« — Angekl.: Ich habe damals sofort gesagt: »Das ist eine Gemeinheit, über meine Lade zu gehen!« Das Ding hatte ein Gast einmal vergessen und ich hatte es aufbewahrt. — — Zeugin: Es war in der Lade in Papier eingewickelt. — — Verteidiger Dr. Z.: Erinnern Sie sich, daß eine Frau dann zu ihrem Mann sagte: »Jetzt brauche ich Dich nicht mehr!« — Zeugin: »Ja.« — Dieser Vorfall wird noch von zwei Zeuginnen, Mutter und Tochter, bestätigt. Die Tochter gibt an: Es war damals eine Gesellschaft von der Wieden beisammen. Sie waren in angeheiterter Stimmung. Es waren sehr feine Leute beisammen. Es hat sich niemand entrüstet. — —

2.

Denn nur urtanäre Leute entrüsten sich. Und darüber werden in Wien — bis zum Freispruch — »Erhebungen« gepflogen. Und es sind ganz dieselben Sumper und Biamten, die George Grosz anzeigen und konfiszieren. »Wir haben ihm gesagt, er solle es uns auch zeigen, und da hat er es uns auch gezeigt«, spricht die Wiener Sittlichkeit. Fürs Leben gern sich einmal anstoßen lassen, um hinterdrein Anstoß nehmen zu können. Täter und Kläger aus einem Holz. Eine Zeugen- und Zeuginnenreihe, aus der sich jene gräßlichen Gesellschaften zusammenstellen lassen, die nach einem Flügelhornvereinsabend unvermutet ein Kaffeehaus überfluten und zwölf zusammengerückte Tische besetzen. Von dem Anblick abgesehen, machen Quietschen und Gröhlen jedes fernere Verweilen unmöglich. Die Weiber, vom Humor durchdrungen, gehen zu zweit auf die Toilette, was abermals ein Gaudium bewirkt. Draußen schüttet's natürlich, man ist deshalb gezwungen, das weiter mitzumachen, was aber unmöglich ist, denn soeben hat einer ~~den Ausspruch getan~~: »Ah, sie regnet!« Immer weitere Cherusker aus Krems ziehen ein. Zwei Weiber kehren von der Toilette zurück, biegen sich vor Lachen, haben gewiß etwas Gspaßiges draußen gelesen. Die andern sagen, sie sollen es ihnen auch zeigen, und da haben sie es ihnen auch gezeigt. Ein begabter jüngerer Herr hat soeben »Tischlampe — der Schlampen« dekliniert. Die Weiber bekommen Schnackerl, die Männer stoßen auf. Man hat nicht die Empfindung, in einer Epoche zu leben, in der man schon nach Amerika fliegen kann; wiewohl man es möchte. Die dort ~~e~~kenne ich, es muß jene sein, welche beim Anblick des chauffierenden Negers ausgerufen hat: »Hirst, is dr der am ganzen Kirper schwoaz?« Es sind sehr feine Leute beisammen. Es hat sich niemand entrüstet. Es ist der Menschenschlag, der durch seine Politiker, Beamten, Minister unsere öffentlichen Angelegenheiten, unsere Justiz, unsere Kultur besorgt. Und es ist ein Wunder, wenn sich junge Menschen, die in das so beschaffene Leben hinaustreten sollen, nicht umbringen, ohne daß ihnen in der Schule ein Leid geschah.

× ×
×

Immer Justik

[Manneken, Manneken!] In Brüssel steht es und einen Springbrunnen personifiziert es. Sein ganzer Name läßt sich an dieser Stelle unmöglich wiedergeben und auch, wie das Männchen sich öffentlich benimmt, darf man nicht einmal andeuten. Ein sicherer Paragraph 516 wäre die Folge. »Gröbliche und öffentliches Ärgernis verursachende Verletzung der Sittlichkeit oder Schamhaftigkeit.« Er soll sich nichts antun, gar nichts würde geschehen, wenn er in der Neuen Freien Presse, also an einem Ort, der keinen besonderen Anstand erfordert, die Worte »Manneken pis« setzte, anstatt fortzuschäkern:

Aber Gedanken sind zollfrei, und an besagtes Manneken, Brüssels ehrwürdiges Wahrzeichen, mußten wir denken, als wir von den Schauergeschichten im Jagdstüberl des Café Rudolfshof in Grinzing lasen, die zu einer hochnotpeinlichen Gerichtsverhandlung geführt haben. — — Man denke einmal: Eine zweideutige Figur aus Gips soll hergezeigt worden sein und zum andern soll in einer Lade ein Pappendeckel sich befunden haben, der gleichfalls »etwas Laszives« vorstellte.

Alles total verhatscht. Wenn ein Sonntagsschäker nicht weiß, welcher Gegenstand die Frau Plunzenberger veranlaßt hat, ihrem Gatten die Worte zuzurufen: »Jetzt brauch ich dich nicht mehr!«, so ist er mindestens so überflüssig wie dieser. Das sind doch die Grundbegriffe! Aber der Schmock kommt vom »Manneken« nicht los:

— — Der Richter hat anerkannt, daß in einer versperrten Lade schließlich sogar ein Miniaturmodell des Brüsseler Mannekens keinen strafbaren Tatbestand darstellen würde, und er hat dem Angeklagten nicht einmal daraus einen Strick gedreht, daß jene Lade unglücklicherweise einmal unversperrt geblieben ist und daß ein neugieriges Mägdelein das alte Blaubartmärchen in die Grinzinger Gegenwart übersetzte und in der geheimnisvollen Lade zu ihrem Seelenschaden vorwitzige Nachschau hielt. Wie kommt aber ein Geschäftsmann dazu, daß er auf irgendeine haltlose Anzeige hin — — Wie kommen die überlasteten Gerichte dazu, mit solchen Lappalien — — Das sind Fragen, mit denen sich andere Mannekens beschäftigen sollten. Am Ende sogar die Mannekens im Nationalrat — —

Die Erotik der Neuen Freien Presse ist doch noch weit grauslicher als die der christlichsozialen Stammtischgesellschaften. Und was ist das nur mit neugierigen »Mägdelein« — für dieses Wort in diesem Munde gebührt allein schon etwas auf diesen Mund —, die das alte Blaubartmärchen in die Grinzinger Gegenwart übersetzte? Was für ein Blaubartmärchen? Alles verhatscht. (Müller hätte wenigstens »fürwitzig« gesagt.) Zu den peinlichsten Erscheinungen dieses Lebens gehört bekanntlich der Humor der Zahnärzte, der sich direkt an den in ihren Wartezimmern aufliegenden Nummern der Meggendorfer Blätter von 1903 präpariert hat. (Ich habe endlich einen gefunden, der dieser Gabe in erfreulichster Art entbehrt.) Es ist das äußerste Beispiel von Ausnützung einer Zwangslage, wenn einem so der Schaf buchstäblich im Nacken sitzt und seine Lustgase zu entwickeln beginnt, und man bedürfte einer eigenen Anästhesie, um es zu ertragen. Sie sagen etwa — und das ist ihre Glanzpointe — von einem Zahn: »Ja, das ist ein älterer, alleinstehender Herr!«, was mich viel empfindlicher berührt als die Plombiermaschine. Aber wahrlich, es sind Sprühgeister gegen diesen Julian, dessen Aufgabe es ist, auf den Zahn der Zeit zu fühlen und dazu seine losen Scherze zu machen.

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

~~Was man~~ In der Verzweiflung ~~nicht alles tut~~

Der andere Sternberg, der tägliche, der uns zwischen Bezirks- und paritätischem Ehrengericht in neues Chaos stürzt, ~~sagt~~:

In meiner Verzweiflung konnte ich nichts anderes tun, als mich im Sinne des Ehrenkodex streng korrekt benehmen und diese Angelegenheit, da die Gegner Ehrenrichter zu ernennen sich geweigert hatten, durch hohe und mir fernstehende Generäle und Offiziere und durch das Gutachten des Feldmarschalls Grafen Konrad von Hötzendorf zu erledigen und meine Ehre zu schützen.

Ein Weltblatt

wird es immer unter seiner Würde finden, die Schilderung auch der wichtigsten Vorfälle zu breit auszuspinnen, und wird es verstehen, in einem knappen Satze das Wesentliche und Wissenswerte herauszuarbeiten:

[Eine Szene im Rathaus.] Der Direktor des Varietéetablissements »Pavillon«, Brett, hatte, wie man uns mitteilt, vor kurzem in einer Finanzabteilung des Rathauses in Steuerangelegenheit vorgesprochen. Im Laufe der Unterredung, während deren er unter anderm aufgefordert wurde, über gewisse Einnahmen Rechnung zu legen, erlitt er einen epileptischen Anfall, stürzte zu Boden und wälzte sich dort im Krampfe. Es wurde ihm sofort Hilfe geleistet und Herr Brett konnte sich nach einiger Zeit erholen. Er bedankte sich für die Hilfe und entschuldigte sich wegen der Ungelegenheiten, die er verursacht hatte, und begab sich nach Hause.

* * *

Pressestimmen

über einen Schauspieler in der Fremde pflegten früher von einer ~~noch~~ befreundeten oder landsmännischen weitergegeben zu werden, wenn sie ihm Schwung, Leidenschaft, packende Gestaltung, hinreißende Wirkung oder derlei Zugkräftiges, Durchschlagendes, Rauschendes nachzurühmen wußten. Jetzt gehts zwischen Berlin und Prag noch viel turbulenter zu, und hier hört man dann oder herich dann:

Ernst Deutsch hat anläßlich der im Berliner Theater in der Königgrätzer Straße jüngst erfolgten Aufführung von Strindbergs »Erich XIV.« einen außergewöhnlichen Erfolg davongetragen. Paul Wiegler schreibt in der »B. Z. am Mittag« u. a.: »Im Pupurmantel, auf dem er verzweifelt herumtrampelt, in der weißen Seide des Galakostümes, unter dem drückenden Kronreif hat er die Unrast des halben Wahnsinns und dazu eine weiche, gefährliche Grazie. Außerordentlich die Beredsamkeit dieser Finger, die sich an den Mund pressen, oder die zu mörderischem Hieb in die Holzplatte des Tisches das Messer umklammern. Tigerhaft das Murren und Fauchen des Hasses, von schmeichelnder Zärtlichkeit abgelöst. Eindringlich das Schlottern der Gespensterfurcht.« In ähnlichem Sinne äußern sich auch die übrigen Berliner Kritiker.

Herr Wiegler, der ~~gesehen~~ hat, wird ja wissen, wie einer das macht, daß er im Purpurmantel auf diesem verzweifelt herumtrampelt. Interessant wären aber die andern, die sich in ähnlichem Sinne geäußert haben.

Kann vorkommen

Bei Wedekinds »Schloß Wetterstein«, Kammerspiele Beginn 10 Uhr, dort wo sich die Schakale gute Nacht sagen, will der ehemalige Gerichtssaalberichterstatter Kläger hinter Smokingbrüsten die folgenden Zustände beobachtet haben:

— — Das Grauen des Stückes hat man zum Teil überwunden und kostet Sätze aus, wie man musikalische Läufe mit geschlossenen Augen anhört, auf den Klang prüft, ihr Einströmen verspüren will. — — Der Zuschauer fühlt sich gepackt, aufgehoben, gewürgt. Der feste Boden ist verschwunden. — — Er möchte dieses ihm gezeigte Menschenantlitz anspeien. Er wehrt sich mit Wut, Ekel, tobt gegen das starre, hämische Bändigergesicht Wedekinds, der die Lippen schamlos wulstig aufwirft, möchte schreien: Narr, Tollhäusler, Lügner! Und wenn der Alp vorüber ist, gebeugt, ermattet, auf sich selbst horchend, muß er ihm dennoch mit Widerwillen stammelnd den Namen gewähren: Dichter. . . .

Ganz so geht es in den »Kammerspielen« zu. Ich möchte einmal zu gern dabei sein, wenn der Spiritus-Lederer gebeugt, ermattet, auf sich selbst horchend, mit einem Wort gebändigt, nur noch so stammelt: Dichter . . . . (Noch die Punkte müssen zu hören sein. Dann aber muß man den Eindruck haben: »Stirbt.«)

* * *

Ein Dichter

Von elf Chinesen und ihrer aufgefressenen Braut erzählt Hans Heinz Ewers in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«, der es gelungen ist, den berühmten Dichter als ständigen Mitarbeiter zu gewinnen.

* * *

Der würdigste Abschluß des Allerheiligentages

6

Der alte Brauch, die Leute am Allerseelentag im Theater das Gruseln zu lehren, kommt langsam aus der Übung. — — Dafür scheint eine Veranstaltung, die Otto Treßler vor einigen Jahren unternommen hat, dem modernen Gefühl weit mehr zu entsprechen. Treßler gibt seit etlichen Jahren und auch heuer wieder einen »Allerheiligenabend«. — — und er bringt seinen Zuhörern nicht das Gruseln bei, er erschreckt sie nicht durch grauenhafte Bilder des Todes und der Gespenster. Aber er löst die trauervolle Nachdenklichkeit, die alle Menschen an diesem Tage in ihrem Herzen tragen, durch linde, ernste Poesie und erfüllt die wehmütige Stimmung, die jeder ohnehin schon mitbringt, durch den Klang feierlich schöner Verse. Treßlers großes Talent, das sich im Vortragssaale immer am reichsten entfaltet, hat diese Abende immer zum würdigsten Abschluß des Allerheiligentages gemacht.

* * *

Bunte Welt

— — Sascha Leontjew ist Philosoph. »— — Der Tänzer muß vorerst Philosoph sein, um überhaupt tanzen zu können — —«, sagt er. Er wird das Gottsuchen, das Streben nach Erlösung in einer harmonischen Vereinigung mit dem Unerklärlichen mimen.

In »Küsse um Mitternacht«, zwischen »Der Bobby Kohn ist kein Verkehr für dich!«, »Das ist der Java von Bratislava« und dem »Bubikopflied«.

* * *

Kurz und bündig

Eindrücke zu formulieren und Erfolg oder Mißerfolg einer Premiere darzustellen, ist längst nicht mehr Sache der Kritik, die gern in Adjektiven zerflattert. Umso anerkennenswerter die Ausnahme, die einmal zu verzeichnen ist:

. . . Geyer hat ausgesorgt . . .

* * *

Die Pathetiker

Eine Direktionskrise hat erfahrungsgemäß das Zeug, Theaterjournalisten mit einem Pathos zu beseelen, das den Schauspielern der Theater, deren Direktoren sich in Krisen befinden, sehr zu statten käme. Natürlich kann nicht gesagt werden, daß jeder Theaterdirektor, der in solcher Lage ist, jeden Kritiker erhitzen kann, vielmehr ist es so, daß eine spezifische Inklination, vorhanden sein muß. Paulsen hat seinen Salten gefunden, das Staatstheaterwesen als solches, mit besonderer Berücksichtigung der Oper, seinen Karpath, Ihering, der viel von dem Temperament des Letztgenannten und infolgedessen auch des Erstgenannten hat, nur doktrinärer veranlagt ist, läßt sich für Jeßner, aber auch für Fehling, auf die und zwischen die er nichts kommen läßt, hinreißen; und nun hat Reinhardt seinen Fontana gefunden, der wieder viel von dem Wesen Iherings und infolgedessen Saltens, mit einem Wort Karpaths hat. Allen diesen Temperamenten ist es gemeinsam, daß sie, wenn eine Affaire zwischen einem Direktor und einem Mitglied entbrannt ist, also ein Problem auf der Tagesordnung steht, das in starkgeistigeren Zeiten höchstens die Kulissenschnüffler fasziniert hätte, den Ton der Proklamation finden und jede Banalität, die ihnen zu der Geschichte einfällt, mindestens dreimal wiederholen. Herr Schmöle wird beschuldigt, daß er gegen Herrn Reinhardt mißvergnügt sei, eine Enthüllung, von der man füglich annehmen sollte, daß sie keinen Hund vom Ofen locken wird. Herr Fontana, seinen vollen Namen, der ein Triptychon ist, zeichnend, hält diesen Bestrebungen ein quod non! entgegen:

Er wird sich verrechnen, wie er sich bei der Gagenregulierung des Burgtheaters verrechnet hat.

Dann steigert sich diese Entschiedenheit zur Vehemenz:

Es ist eine Unverantwortlichkeit ohne Beispiel in dieser an wirklicher Theaterbegabung so verarmten Stadt, wie es das Theaterfest durch vier schreckliche Wochen bewies, gegen Reinhardt zu hetzen — —

Warum aber Herr Reinhardt, der den einzigen Reichtum Wiens bedeutet, diesen dem Theaterfest vorenthalten hat, wird zwar nicht aufgeklärt, doch das macht nichts. Nun erhebt sich die Stimme, wenngleich nur für zweimal:

Wir brauchen ihn auch dann, wenn er — — Wir brauchen ihn, weil — —

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

Aber jetzt:

Und wir haben die Geduld, die Herrn Schmöle fehlt, das künstlerische Wirken Reinhardts auch durch schwächere Wochen zu erwarten. Wir haben die Geduld, von ihm auch die neuen Dichter zu erwarten, die er uns noch schuldig geblieben ist. Wir haben die Geduld und müssen sie haben, weil Wien und damit Reindhardts Theater, mitten in einer finanziellen Umschichtung steht.

Und wir hätten die Geduld, sie noch ein paar Mal zu haben, genau so wie wir in Burgtheaterdingen die »Ruhe« brauchten, die Herr Salten so unermüdlich reklamiert hat. Dreimal hat sich bekanntlich Herr Paulsen »mit Leidenschaft dem neuen Vertrag der Frau Wohlgemut widersetzt«, ebenso oft als Julius Cäsar die Krone zurückwies, während Herr Ihring, als Jeßner und Fehling gegeneinander verhetzt wurden, viermal gefragt hat, ob denn die Welt untergehen soll. Dafür findet Fontana noch einmal die Vehemenz, auszusprechen

Reinhardt gerade in diesem Augenblick in den Rücken zu fallen, zeigt von einer grotesken Unverantwortlichkeit — —

Er hätte fast vergessen, diese bedeutende Konstatierung zu wiederholen. Dann aber, nachdem er durchschaut hat, daß Herr Schmöle gegen Reinhardt im Interesse anderer Theater hetze, und prophezeit hat, daß er in diese »im Triumphwagen demnächst einziehen« werde, ballt er seinen ganzen Zorn zusammen und schließt mit dem Wort:

Darum sollen wir Max Reinhardt verlieren? Nein!
Oskar Maurus Fontana.

Gedrungene Kraft, die sich nur mühsam verhalten konnte, bricht hier los. Es erinnert an Galilei. An Iherings schlichtes Kernwort: »Das ist Brunnenvergiftung«. An Saltens »Verstanden? Ruhe!! Ruhe!! Ruhe!!!« Und an jedes Wort von Karpath.

Also eigentlich erschien da die Sehnsucht zu einem Verlangen eher abgeschwächt, und der Leser war enttäuscht. Doch sollte er auf seine Kosten kommen.

Zunächst wieder ein Feuilleton oder zwei im »Berliner Tageblatt«; wenn ich mich nicht irre, im Frühsommer 1912.

(Wenn er sich aber irrt, was dann?)

Ich stand damals im 53. Lebensjahre.

Eine schlichte, aber nicht unerhebliche Konstatierung, die die Jugendeselei ganz plausibel macht.

Es ist das himmlische Vorrecht der Kindheit, Eindrücken, die verwandte Saiten der Seele zum Tönen bringen, sich ganz zu öffnen und hinzugeben, sie einzuschlürfen mit atemlosem Entzücken, mit klopfendem Herzen und roten Wangen, in fiebernder Wonne.

Was sagt Freud dazu? Offenbar will also Burdach wirklich auf Infantiles zur Entschuldigung seiner Bahr-Leidenschaft hinweisen. Alles echte Lernen, meint er, beruhe »auf diesem schöpferischen Empfangen, das etwas Berauschendes hat«.

Viele Frauen bewahren sich diese goldene Fähigkeit bis ins Alter.

Aber wäre diese Zuneigung einer Matrone zu einer andern Matrone nicht doch etwas Seltenes? Mit nichten: Burdach kann nur nicht ausdrücken, was er sagen will. Er meint, daß sonst nur Kinder und manchmal Frauen diese Begeisterungsfähigkeit haben, die aber er mit ihnen teile. (Was natürlich kein Alibi für Freud wäre.)

Bei Männern wird sie nach Eintritt in die Jahre der Reife meist überwachsen von dem kritisch-kühlen Egoismus des Intellekts, den der harte Lebenskampf und gesellschaftliche Tradition erzeugen.

Goldenes Wort, und Burdach will sagen, daß er sich ganz frei vom Egoismus des Intellekts erhalten habe. Denn:

Immerhin bricht sie auch bei ihnen, wenn übergewaltige Anstöße ihr Inneres in mitfühlende Schwingung versetzen, gelegentlich noch in vorgerücktem Alter beglückend hervor.

Dies ist sein Fall. Vielleicht nirgends, sagt er, könne man das so erleben wie in Bayreuth und zumal »am Schluß von Beethovens Neunter«; bei dem »Seid umschlungen, Millionen!« reden sich

Gerüchte

[Mögliche Übersiedlung Hermann Bahrs nach Wien.] Noch unverbürgten Gerüchten zufolge soll Hermann Bahr seine Übersiedlung von München, wo er die letzten Jahre gelebt hat, nach Wien in ernste Erwägung ziehen.

* * *

Was sich Romain Rolland erzählen läßt

. . . Ich war gestern auf dem Untersberg und erzähle nun Rolland, wie wir bei Sonnenuntergang vor dem Zeppezauerhause lagen, ums Kreuz auf dem Geiereck flogen die Raben, drin im Berg aber sitzt der Kaiser Karl, sein Bart ist schon dreimal um den Tisch gewachsen und der Kaiser wie seine Mannen schlafen, bis einst der alte Birnbaum auf dem Walserfeld wieder grünen wird, aber der Birnbaum will noch immer nicht grünen und so muß der Kaiser noch immer schlafen und noch immer kreisen die Raben um das Kreuz. Wenn aber einst der Birnbaum auf dem Walserfeld grünen wird, dann kreisen die Raben nicht mehr, dann wacht der Kaiser aus dem Schlaf, dann kommt die letzte Schlacht, die Schlacht zwischen den hellen Menschen und den dunklen, die schlägt der alte Kaiser mit und da bricht die Macht des Antichrist und das Reich Gottes kommt auf Erden. Und Rolland erzählt mir dafür von Mahatma Gandhi. . . .

Revanche. Da wär' ich gern dabei gewesen, wie sie vor dem Zeppezauerhause lagen (ich hatte gar nicht gewußt, daß es das gibt, und bisher immer mit der Zeppezauerschnitte vorlieb genommen). Der Stefan Zweig, beiden hörig, lag auch und lauschte. Doch selbst wenn der Bart des Kaisers Karl noch um das ansehnliche Stück, über das der andere Alte vom Untersberg verfügt, länger gemacht würde: das Reich Gottes kommt nicht, die dunklen Menschen bleiben im Besitz der Presse, der wir allen Ruhm verdanken, und die Macht des Antichrist wird erst brechen, wenn der Christ aufhört, fürs Neue Wiener Journal zu schreiben.

* * *

Eine Anekdote

Die illustrierte Beilage der Neuen Freien Presse scheint in Folge von Talentlosigkeit eingegangen zu sein. Einer der letzten Beweise, die sie davon geben konnte, war die folgende »Anekdote«:

Eine »deutsche Dichterin« reimte in einem ihrer zweifelhaften Poeme »Wolken ziehen« auf »Arnold Böcklin«, was zeitgemäß, aber nicht gerade geschmackvoll war. Böcklin schrieb ihr hierauf: »Wart', jetzt komm' ich mit dem Stöcklin und hau dich aufs Dichterinnenunterröcklin. Ich heiße nicht Böcklin, ich heiße Böcklin.«

Ein Schulbeispiel der Verhatschung, offenbar von jenem Mikosch beigesteuert, der von dem Verslein über die Kaiserstadt Wien und die Metternich Paulin entzückt ist und es also wiedergibt: »'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien, 's gibt nur a Fürstin, die Pauline Metternich.« Der Maler, der der Dichterin schrieb, heißt also offenbar nicht Böcklin, sondern Böcklin; also wie heißt er eigentlich? Total talentlos auch alles andere. Die Verse, deren vier sein müssen, haben nach meiner Erinnerung gelautet: »Wart Frieda Schanz, nennst noch einmal statt Böcklin Böcklin du mich, dann komm' ich mit dem Stöcklin und hau dir aus das Dichterunterröcklin. Ich heiße nicht Böcklin, ich heiße Böcklin.« Die Drohung aber gilt zugleich dem Schmöcklin. Denn natürlich hat jene »deutsche Dichterin« — sie war nicht viel wert, aber denen von der Neuen Freien Presse stehen die Gänsefüße doch noch besser — natürlich hat sie nicht Wolken »ziehen«, sondern »ziehn« auf Böcklin gereimt. Und warum soll das »zeitgemäß« gewesen sein? Man kann auch nicht sagen, daß es »nicht gerade geschmackvoll« war, im Gegenteil war es der rechte, das Wesen dieser Malerei erfüllende Reim. Und ihre Untat, Böcklin zu sagen, war nicht gar so arg. Böcklin hat mit jener unzarten Rüge, die darauf bestand, daß man mit seinem Namen die Vorstellung eines Böckleins verbinde (statt mit der des großen Pan), ein gut Teil seiner Bedeutung zerstört. Er hätte den Deutschen das für seinen Zauber so günstige Vorurteil lassen müssen, daß er Böcklin heiße. Was finge die deutsche Lyrik an, wenn sich herausstellte, daß der Jasmin Jasmin heißt? In der Fassung der Neuen Freien Presse freilich bliebe es unentschieden.

Großmann

Warum soll ichs leugnen, ist nun einmal mein Typ. Leuten, die ein scharfes Aug für so etwas haben, ist es längst nicht verborgen geblieben. Am Anfang, wo es noch das lachende Glück war — wenn ich mich erinnere, wie einem da die Stunden verflogen in der Erwartung eines Zeichens von ihm, Gott, wie war man jung! Ich schwärmte, schnitt es gern in alle Rinden ein, schrieb die Verzückung an Großmann, Großmann am Klavier, und so. Verrauscht . . . Und doch. Nennt es Thorheit, nennts Jugendeselei, nennts wie ihr wollt — schön war's doch und eine starke Zuneigung ist geblieben. Ich weiß, einmal kommt die douloureuse, da hilft nichts. Er treibts mir zu arg. Es stellt sich immer klarer heraus: er fliegt auf Theaterdirektoren! Er läßt sie an seinem Busen stöhnen, Zeiß und Barnowsky, alle, sie verleben ihre Pleite mit ihm/wie ich meinen Honigmond. (Nicht dran denken!) Vergangenen Sommer hat er eine Nordlandsreise gemacht, ohne mich, ich saß daheim und aß mein Brot mit Tränen, während er, nu na nicht, vom Smörgasbrod erzählte, daß einem das Wasser im Mund zusammenlief. Schickte einen Reisebrief um den andern, ich las sie nicht, um mich nicht unnötig aufzuregen. Nur einmal, wie das schon so geschieht, fällt mein Blick auf eine Stelle. Ein Geständnis. Jetzt weiß man, was er in Christiania, wo er sich angeblich furchtbar langweilte, getrieben hat, das Luder:

Plötzlich tritt auf dem Theaterplatz Björn Björnson aus seinem Haus. Auf ihn zufliegen, ihn umarmen. fühlen: Das alles ist ja eine böse Verzauberung eines grauen Tages. Alter Björn, jüngster Jüngling, mit deinem weißblonden Haar, deinen buschigen hellen Brauen, deinem scharfen, lichten Seemannsauge, du bist das Stück norwegische Jugend, das ich zu treffen hoffte. Schlampen!

Trotz deiner 61 Jahre der ewigste Peer Gynt, immer voll Elan, immer echauffiert, immer ein bissel aufschneiderisch, immer das schöne Theater der geliebten hellblonden Rasse.

Wie ich vom Björn wegblicke, steht schon wieder das ganze norwegische Görlitz um mich herum.

›Hast du Sehnsucht nach Deutschland?‹ frage ich. ›Norwegen ist doch sehr enge. Nicht?‹

Björn dreht sich blitzschnell um und flüstert: ›Zuweilen.‹

Und doch. Wie ihm ums Herz gewesen sein mag, als er den Stefl wiedersah. Es hat gepumpert. Aber das meinige hält solche Erschütterungen nicht mehr aus. Ich warte jetzt nur noch, daß er den Direktor Robert umarmt — dann mache ich Schluß! Hat man das nötig?

10 § 4 7

Die Thespis

(Der 16jährige Theaterdirektor.) Bevor er wegen Betruges in den Kerker flog, hat der junge Johann Stöger einen Rekord aufgestellt: der eine ist der erfolgreichste Schieber, der andere der gerissenste, aber der Angeklagte von gestern war das Wunderkind dieser prächtigen Gilde. — — Daß dieser Stöger schon mit 15 Jahren ein anerkannt guter Viehhändler war, ist noch nicht seine Meisterleistung, wenn man auch darüber staunen muß, daß ein so grüner Knabe Geschäftsfreunde fand. Daß er aber als Sechzehnjähriger das Stadttheater in Baden pachten und betreiben konnte, ist ein Stück, das zwischen tiefer Tragik und lustiger Operette schwankt. Ein bartloser Junge konnte Verträge abschließen, konnte Existenzen aufbauen oder vernichten, konnte mit den Gemeindevertretungen mehrerer Orte Verhandlungen führen. — —

So weit, so gut, und man muß nur staunen, daß der Bühnenverein es unterlassen hat, Herrn Stöger die moralische Zuverlässigkeit zu bestätigen. Das Neue Wiener Tagblatt aber weiß fortzusetzen:

Stöger war kühner und großzügiger als sie alle. Kaum der Schulpflicht entwachsen, erwarb er schon Geld und damit auch schon die moderne Visitkarte, die alle Türen öffnete, auch die des Theaters. Warum soll man nicht die Thespis zur Geliebten haben können, wenn man sie bezahlen kann? — —

Während es bis heute unaufgeklärt ist, mit wem die Neue Freie Presse, nämlich Herr Salten, den »mythischen Hirten« Proteus verwechselt hat, läßt das Neue Wiener Tagblatt jeden profanen Leser hinter die Kulissen seiner klassischen Bildung gucken, da sofort klar wird, daß hier eine unerlaubte Verbindung zwischen der Thalia und der Themis vor sich gegangen ist. Der Thespis war aber bekanntlich der Erfinder der griechischen Raumbühne, die die Form eines Karrens hatte und von der Gemeinde Athen mit Recht subventioniert wurde. Daß er eine Direktrice war, ist nicht überliefert, und daß er kein Transvestit und überhaupt kein Homosexueller war, geht schon daraus hervor, daß er die griechische und nicht die preußische Tragödie begründet hat. In Berlin mögen immerhin Fälle vorgekommen sein, daß einer die Thespis soutenierte, während der Herr Thalia, der abends als Muse verkleidet ausging, nicht Brot auf Hosen hatte. Wie immer dem sei, so könnte man fragen, warum eigentlich — in Berlin wie in Wien — gerade die Leute, die nichts gelernt und selbst das nicht behalten haben, berufen sind, es einer breiten Öffentlichkeit von Lesern mitzuteilen. Vermutlich mit Recht, da keiner von den Hunderttausenden es bemerkt und in einer Zeit, da Photo, Kino, Radio, Auto und Aëro über die Gehirne flitzen, es wirklich gehupft wie gesprungen ist, ob der oder die Thespis noch mit ihrem Karren daherkommt. Hier

eingreifen zu wollen, hieße dem Sisyphus die Arbeit abnehmen, den sie regelmäßig mit dem Tantalus verwechseln, doch auch mit dem Augias, den sie zumeist für den Herkules halten, oder es käme der Füllung des Danaidenfasses gleich, das sie bekanntlich für ein Danaergeschenk ansehen, nämlich für jenes, mit dem der Jupiter die Danae überrascht hat. Da läßt sich gar nichts machen. Man müßte sich denn unterfangen, den Pelion auf den Ossa stülpen zu wollen oder wie einer unserer Burgtheaterkritiker gesagt hat: »den Ida auf die Ossa wälzen« (wobei er ganz gut wußte, daß der Ida keine Kellnerin im Trojanerbeisl ist, sondern der Berg, der in der »Schönen Helena« vorkommt, immerhin jedoch die Ossa für ein mährisches Gewässer zu halten schien). Daß die Penelope so häufig auch für die Niobe durchhalten muß, die Circe Rätsel aufgibt, während die Sphinx die leichtere Aufgabe hat, Männer in Schweine zu verwandeln, und daß dementsprechend der Odysseus und der Oedipus Austauschfürsten sind, versteht sich von selbst. Es ist aber auch schon vorgekommen, daß die Xanthippe für das Weib des Sophokles gehalten wurde, und was es zwischen Aristoteles, Aristophanes und Aristides für Möglichkeiten gibt, das ist mehr, als sich die Schulweisheit träumt. Meines Wissens hat es in den Jahren, da ich die Wiener Presse sämtliche griechischen und mythologischen Dinge und Namen verwechseln sehe, nur einen Fall gegeben, wo einer die humanistischen Kenntnisse, die ihm in der überraschend kurzen Zeit von zwei Gymnasialjahren zu erwerben gelang, durchaus bewährt hat. Das war, als im Extrablatt gemeldet wurde, in Fünfhaus sei der achtundachtzigjährige Emanuel Kohn gestorben, »der Nestor unter den Pferdefleischhauern«. Hier lag ganz bestimmt keine Verwechslung mit dem Ulysses vor. Sonst aber bewundere ich die Treffsicherheit, mit der die Wiener Journalisten in ihrer klassischen Bildung, die ohne Zweifel vorhanden ist, immer danebengreifen, und die Unerschrockenheit, mit der sie sich in den Strudel-Strudel hineinstürzen, ohne zu bedenken, daß zwischen Scylla und Charybdis unter anderen Gefahren doch auch die besteht, sie zu verwechseln. Welches Bild der Behutsamkeit, im Vergleich mit diesem ungestümen Walten, offenbarte sich mir einst in einem Gespräch zweier alter Chemnitzer Juden! Ich will nicht mit meiner Ausdauer renommieren, aber ich habe wirklich einige Tage meines Lebens in Chemnitz verbracht. Dort ward mir ~~aber~~ auch die Entschädigung des Augenblicks, den ich gern ums Verweilen

gebeten hätte, als ich nämlich im Kaffeehause in einer Debatte, in der die Devisen und Prozente nur so durch die Luft schwirrten, die wohl noch nie gestellte, wichtige Frage hören konnte: »Bitt Sie, sagen Sie mir, was is eigentlich der Unterschied zwischen einer Hiobspost und einem Uriasbrief?« Der andere, überrascht und bestürzt, den Unterschied als erheblich fühlend und die Frage als berechtigt, sagte nach einigem Nachdenken: »Weiß ich?« Es war klar, daß keiner der beiden den Mut hätte, für eine Wiener Zeitung zu schreiben. Aber die jüngere Generation ahnt nicht einmal, daß der Unterschied der zwischen einer Botschaft ist, die dem Empfänger, und einer solchen, die dem Überbringer Unheil bringt, geschweige denn, daß sie wüßte, wer hier der Überbringer und wer dort der Empfänger ist. Zum Glück reduziert sich bei uns das Problem auf die Möglichkeiten, die die Wiener Postverhältnisse bieten. Uriasbriefe werden nicht zugestellt, weil diese Art der Beförderung ein Eingriff in das ~~Staatsmonopol~~ wäre, und Hiobsposten gelangen nicht an den Adressaten, weil die Post sie befördert. Hin und wieder erhalte ich Briefe einer dritten Sorte, für die aber das alte Testament keine Bezeichnung vorgesehen hat, nämlich solche, die dem Absender Unheil bringen.

Ausgerechnet

an den Verlag der Fackel ist die folgende Zuschrift gelangt:

Wien, am 22. August 1924.

Verehrliche Firma!

Der durchschlagende Erfolg, den unsere Rubrik

Wo die Frauen Wiens einkaufen

in der letzten Saison erzielt hat, veranlaßt uns, dieselbe in der kommenden Saison zu wiederholen und laden wir Sie höflichst ein, sich an derselben zu beteiligen.

Die Rubrik erscheint einmal wöchentlich auf einer rein redaktionellen Textseite und wollen wir ihre Wirkung noch dadurch erhöhen, daß wir dieselbe durch redaktionelle Notizen unterstützen.

Wir bitten Sie, uns freundl. mitzuteilen, wann Ihnen der Besuch eines unserer Herren erwünscht ist.

Hochachtungsvoll

Neues Wiener Journal
Wien, I. Biberstraße 5

Die Unterschrift vermeidet es taktvoll, den administrativen Ursprung der Idee, die erfolgreiche Rubrik zu wiederholen, besonders hervorzuheben. Wiewohl ferner die »rein redaktionelle Textseite« und die »redaktionellen Notizen« unterstrichen sind und es also schon fast unmöglich ist, der Verlockung zu widerstehen, hat sich der Verlag der Fackel doch entschlossen, vorläufig von einer Insertion in der Rubrik »Wo die Frauen Wiens einkaufen« abzusehen. Infolgedessen ist auch die Mitteilung an das Neue Wiener Journal, wann mir der Besuch eines seiner Herren erwünscht ist, unterblieben. Er weiß ganz gut, daß er kommen kann, wann er will.

12

Ja was lacht mir denn da

für ein altes Notizerl entgegen?

(Das »Neue Wiener Journal« im Ausland.) Obwohl mehr als fünf Jahre seit dem Ende des Weltkrieges verstrichen sind, scheint unser Postverkehr ins Ausland noch immer mangelhaft zu funktionieren. Unser Vertreter in Punta Arenas an der Magelhaens-Straße schreibt uns, daß die Nummer unseres Blattes vom 25. November v. J. erst nach mehr als zwei Monaten dort eintraf, während eine Reise dorthin kaum fünf Wochen in Anspruch nimmt. Wir benutzen die Gelegenheit, die Postbehörden darauf aufmerksam zu machen, daß auch über die Post nach den angrenzenden Staaten, wie zum Beispiel Italien, immer wieder Klagen erfolgen. Generaldirektor Hoheisl, dessen glänzendes Organisationstalent bekannt ist, sieht sich hier vor eine große Aufgabe gestellt, um Ordnung zu schaffen. Wir stehen mit Detailmaterial gern zur Verfügung.

Der müßte rein ein Scherenschleifer sein, um der Beschwerde der Korrespondenten des Neuen Wiener Journals abzuhelfen! ~~Und~~ selbst an der Magelhaens-Straße sitzt einer? Was macht nur der, den ganzen Tag ~~wenn er nicht~~ auf das Blatt wartet, das für den Katzensprung einer Reise von fünf Wochen zwei Monate braucht. Ein Leben muß das sein! Lippowitz sollte sich entschließen, den Mann abzuberufen. Das Wichtigste, was sich an der Magelhaens-Straße ereignet, wird sich zur Not von der Bibergasse ~~korrespondieren~~ lassen, von der ja auch zum Yellowstonpark näher ist als zum Stadtpark und man den Lorenzostrom mehr bei der Hand hat als den Donaukanal.

13

Alte Musik, neue Erkenntnisse

Im Berliner Tageblatt:

Schule der Weisheit. Unser Sonderkorrespondent meldet uns aus Darmstadt:

— — Der Zusammenhang der Vorträge liegt in der »orchestrierten Behandlung eines Grundthemas«. Da Grundthema der diesjährigen Tagung heißt: Werden und Vergehen. — Keyserlings Einleitungsvortrag war ein Präludium. — — Musik und Leben kann man nicht aus dem Zeitstrom herausstellen. — — Alles Leben ist ein Wachstums-, ein Verbrennungs- und ein Ernährungsprozeß, ein ewiges Werden und Vergehen. Alle Musik ist ein An- und Abschwellen, eine Systole und Diastole. Aber ebenso, wie im Leben hinter dem Werden und Vergehen der Sinn liegt, der alles, was sinnlos ist, in sich hineinzieht, so liegt hinter dem sinnlosen Ton-Gewoge die Melodie, die alles was Geräusch ist, in sich hineinzieht.

Hans Driesch' Vortrag über »Organische Entwicklung« war gewissermaßen die biologische Parallele zu Keyserlings Einleitungsvortrag. Driesch demonstrierte an schematischen Zeichnungen der Entstehung eines Seeigeleies seine Entwicklung vom Mechanismus zum Vitalismus. — — Das letzte, zu dem Driesch gelangt, ist die Ganzheit, die ebenso jenseits vom Werden und Vergehen liegt wie Keyserlings »Sinn«.

Hans v. Hattingbergs Vortrag »Zwischen Leben und Tod« war eine energische Untersuchung der Spannung zwischen Trieb und Verstand. Die Verabsolutierung des Triebes ist der Tod, weil die geistige Produktivität diesem vegetierenden Leben fehlt. Die Verabsolutierung des Bewußtseins ist der Tod, weil diese Abschnürung vom Triebleben Isolierung und Weltangst und Selbstzerstörungssucht der menschlichen Seele bedingt.

Über den Sinn der Veranstaltung wie über den Wert der einzelnen Vorträge kann erst nach Schluß der Tagung gesprochen werden.

Als Krotoschiner II und Katzenellenbogen es am Strande von Sylt lasen, verwunderten sie sich darob. Seligsohn I interessierte sich für die Verabsolutierung des Triebes. Alle folgten mit Spannung der Entstehung des Seeigeleies, hatten aber Schwierigkeit, dieses Wort zu lesen. (Seine Entwicklung vom Mechanismus zum Vitalismus, der eigentlich eine Lehre ist und mit dem Organismus nicht verwechselt werden sollte, lag ihnen trotz der Gelegenheit, sie zu kontrollieren, meergrün auf.) Über den Sinn der Veranstaltung wie über Keyserlings Sinn, der alles was sinnlos ist, in sich hineinzieht, wollten sie erst nach Schluß der Tagung sprechen, also wenn der Moment gekommen ist, wo sie mit Recht sagen können: Die schönen Tage von Arankchuetz sind nun zu Ende.

Ein Spaßvogel

erster Güte ist doch dieser Bernard Shaw. Da flattert so jeden Monat ein Mot von ihm über den Kontinent, über das sich schon England gebogen hat, und wenn man die Leute fragt, warum sie eigentlich lachen, so wissen sie zu antworten, Bernard Shaw habe wieder einen Witz gemacht. Manchmal schlägt er auch Pirouetten auf der Straße, daß sich die Konstabler kugeln, sooft er zu Falle kommt, und es nachmachen und Briefträger und Milchmänner auch, aber immer sind es Sprünge des Geistes und da kugelt sich die Welt, die noch leichter mitzureißen ist als ein Konstabler. Da mir ein unbeeinflußbares Vorurteil zu eigen ist, befasse ich mich nicht so sehr mit den Dichtungen des Herrn Shaw als mit den Mots, die von ihm im Umlauf sind, und mit den Manifesten, die er von Zeit zu Zeit nach Mitteleuropa schickt, sei es daß er demonstrierende bulgarische Studenten bändigen will, sei es daß er sich darüber zu beklagen hat, daß er für seine guten Witze schlechtes Geld bekommt, ~~oder~~ wenn er seinen Übersetzer gegen den Vorwurf verteidigen will, daß er ihm für sein gutes Englisch schlechtes Deutsch gebe. Aber die skeptische Miene, die er vor allem heroischen Geschehen in der Welt- und Geistesgeschichte, ja selbst vor Shakespeare aufsetzt, Herrn Shaw gegenüber und der ihm huldigenden europäischen Geistigkeit zu tragen, wird schon kein Sakrileg sein. Und seit wann wäre es denn ein Beweis gegen den diagnostischen Blick, daß er mit einem Blutstropfen vorlieb nahm, um die ganze Krankheit festzustellen? Man gönne mir meine Vorurteile und man gönne sie noch mehr den von ihnen Betroffenen, für die sie doch ein wahrer Segen sind. Denn wenn ich alles das ~~erst~~ kennen lernte, was ich nicht mag, wie würde es da mit ihnen ausschauen! Für den besten Witz also, den Herr Shaw in seinem ganzen Leben gemacht hat, halte ich den Trebitsch. Da steckt viel eigene Erfindung drin. Ich bin gewiß ein passionierter Niederreißer, aber doch ein armer Teufel in diesem Beruf gegen einen Satiriker, der den Siegfried Trebitsch aufgebaut hat. Er hat kürzlich einen Brief an Herrn Reinhardt drucken lassen, worin nebst diesem nur Johann Sebastian Bach und Trebitsch als deutsches Kulturgut anerkannt waren, und als sich der Berliner Korrespondent des ‚Observer' über die schlechte Übersetzung der »Johanna« durch Herrn Trebitsch beschwerte, da schrieb er dem Londoner Blatt eine Rehabilitierung des Herrn Trebitsch, die er nicht versäumte auch dem Berliner Tageblatt zu übermitteln, welches bereit war, sie »um ihrer humorvollen Fassung willen« weiterzugeben, aus der Herr Shaw auch von einem Konstabler nicht zu bringen ist, der ihn wegen Pirouettenschlagens anhält. Aber die Fassung, die

und habe damit das Glück einer Ehe erhalten.« Hoch klingt das Lied vom braven Mann. Und hätte er nicht nach einigen Jahren einem Reporter die Auskunft erteilt, wir hätten nie erfahren, wie diskret ein Arzt von der Freiwilligen Rettungsgesellschaft sein kann. Der Gatte ging damals beruhigt nachhause, machte dem Gerede der Nachbarsleute durch Berufung auf das Berufsgeheimnis ein Ende, und die letzten Zuckungen der Eifersucht beschwichtigte die Gattin selbst mit dem plausiblen Einwand, daß das Erscheinen der Rettungsgesellschaft ein Tratsch der Nachbarn sei und die Diskretion der Ärzte ein Beweis für das Nichterscheinen. So lebten die Eheleute in Frieden dahin, bis eines Tages im ‚Neuen Wiener Journal' die Erinnerung des Herrn Charas an jenes Abenteuer zu lesen war, bei dem die Charitas der Venus aus der Patsche half. Namen waren — bis auf den des Retters — nicht genannt. Aber da die Nachbarsleute noch leben und auf das ‚Neue Wiener Journal' abonniert sind, so machten sie den Ehemann auf den interessanten Artikel aufmerksam und fragten ihn, ob der Fall nicht eine gewisse Ähnlichkeit mit jenem von damals habe, als das ärztliche Berufsgeheimnis sie beinahe um den Ruf gebracht hätte, wahrheitsliebende Nachbarsleute zu sein. Eine abermalige Anfrage des Ehemannes bei Herrn Charas prallte abermals an der Berufung auf das Berufsgeheimnis ab, und abermals war es gelungen, das Glück einer Ehe zu erhalten . . .

Man glaubt immer, daß es nur die Pflicht des Arztes sei, zu heilen. Der wahre Philantrop verteilt Maccaroni an die Nebenmenschen, und erhält nicht nur das Glück der Lebenden, sondern auch die Ehre der Toten. Was bliebe der ärztlichen Kunst noch zu tun übrig, wenn einer ohnehin schon tot ist? Der Arzt kann sich damit begnügen, die Rechnung einzuschicken; er kann aber auch noch ein übriges tun, nämlich die Ehre des Verstorbenen retten. Eines

sich, daß er einen günstigen Artikel haben soll, und schickt es gerne . . . .

Halt, da ist Finot, der Chef meines Blattes; er plaudert mit einem talentvollen jungen Mann, Félicien Vernou, einem kleinen Schlingel, der so gefährlich ist wie eine geheime Krankheit.« »Nun«, sagte Finot, der mit Vernou auf Lousteau zutrat, »du hast eine Premiere. Ich habe über die Loge verfügt.« »Du hast sie Braulard verkauft?« »Was macht's? Du bekommst schon einen Platz. Was willst du von Dauriat? Ach, daß ich's nicht vergesse! Es ist abgemacht, daß wir Paul de Kock stark loben, Dauriat hat zweihundert Exemplare genommen, und Victor Ducange lehnt ab, einen Roman für ihn zu schreiben. Dauriat sagt, er will einen neuen Autor im selben Genre kreieren. Du wirst Paul de Kock über Ducange stellen.« »Aber ich habe mit Ducange zusammen ein Stück an der Gaieté«, sagte Lousteau. »Was macht's? Du sagst ihm, der Artikel sei von mir, und er sei ganz wild gewesen, du aber hättest ihn gemildert, dann ist er dir Dank schuldig.« . . .

»Was uns unser Leben kostet, der Gegenstand, der in langen Nächten der Arbeit unser Hirn müde gemacht hat, all dieses Wandern im Land der Gedanken, das ganze Ergebnis unserer Arbeit, die Schöpfung, der wir Geist und Blut gegeben haben, wird für die Verleger ein gutes oder schlechtes Geschäft. Die Buchhändler verkaufen ihr Buch oder verkaufen es nicht. Das ist für sie das ganze Problem. Ein Buch stellt ihnen riskiertes Kapital vor. Je schöner das Buch ist, um so weniger Aussichten hat es, verkauft zu werden. Jeder hervorragende Mann erhebt sich über die Massen, sein Erfolg steht also im geraden Verhältnis zu der Zeit, die nötig ist, um das Werk zur Geltung zu bringen. Kein Buchhändler will warten, das Buch von heute muß morgen verkauft werden. Auf Grund dieses Systems lehnen die Verleger die gewichtigen Bücher ab, die der

man bei der Lektüre nicht verliert, ist gleichfalls nicht ohne Humor. Man erinnert sich noch der Fülle von Stilproben, die dargeboten wurde, als Herr Trebitsch die ersten Stücke des Herrn Shaw aus dem Englischen in eine gleichfalls fremde Sprache übersetzte, und es wurde damals die Beobachtung gemacht, daß viel Lustigkeit zum englischen Original dazu gekommen sei, was ja die Treue des Autors für den Übersetzer hinlänglich rechtfertigen könnte. Ich selbst kann über diese Angelegenheit wieder einmal nicht fachmännisch urteilen, da ich viel weniger englisch verstehe als Herr Trebitsch, was nur dadurch wettgemacht wird, daß ich mehr deutsch kann. Ich tue darum besser, mich an die deutsche Produktion des Herrn Trebitsch zu halten, die Herr Shaw gegen die Verkleinerer Trebitschs ins Treffen führt und die er einmal ins Englische zu übersetzen versuchen sollte. Herr Shaw wehrt nun die Vorwürfe des Korrespondenten, daß Herrn Trebitschs Muttersprache nicht deutsch sei und daß er ein schlechtes Deutsch schreibe, mit dem entschieden humorvollen Argument ab, Herr Trebitsch sei in Wien geboren worden und seine Sprache »die Sprache Grillparzers und Raimunds, Schnitzlers und Hofmannsthals«. Von den anderen Genannten will ich ja nichts sagen, aber merkwürdig, daß mir bei meiner Befassung mit Raimund nie aufgefallen ist, daß er die Sprache Trebitschs geschrieben hat. Wenn ich Trebitsch las, habe ich zwar vielleicht an das Raimundtheater gedacht, aber selbst wenn ich an dieses dachte, ist mir noch nie der Gedanke an Raimund gekommen. Nun meint Herr Shaw, Trebitschs Werke seien, schon bevor er ihn zu übersetzen begann, »in Deutschland in vielen Auflagen verbreitet« gewesen. Das wäre jedoch, wenn es wahr ist, weniger ein Beweis für das gute Deutsch Trebitschs als für das schechte Deutschlands. »Wahrscheinlich hat mein Stil ihn demoralisiert«, scherzt Herr Shaw. Aber er wisse, daß jener »seither zwei Literaturpreise für seine eigenen Leistungen bekommen hat«. Herr Shaw ist Satiriker; wenngleich einer, der nicht spürt, wie sehr er es auch mit der Hinausstellung einer Tatsache ist, mit deren Wahrheit er auch ihre Ernsthaftigkeit für gegeben hält. Aber selbst wenn ihn seine Ahnungslosigkeit davor bewahrte, zu merken, daß der Dichterruhm des Herrn Trebitsch von der Platzvertretung einer großen Auslandsfirma ins Schlepptau genommen wird, so brauchte er doch, um zu wissen, wie Buchfeuilletons und selbst Literaturpreise zustandekommen, nicht einmal den rührigen Samt Fischer und den würdigen Gregori zu fragen, der ja ein Spezialist des Bauernfeldpreises ist. Offenbar ist in dieser literarischen Welt, in der Herr Shaw als Satiriker dasteht, alles in bester Ordnung und

und habe damit das Glück einer Ehe erhalten.« Hoch klingt das Lied vom braven Mann. Und hätte er nicht nach einigen Jahren einem Reporter die Auskunft erteilt, wir hätten nie erfahren, wie diskret ein Arzt von der Freiwilligen Rettungsgesellschaft sein kann. Der Gatte ging damals beruhigt nachhause, machte dem Gerede der Nachbarsleute durch Berufung auf das Berufsgeheimnis ein Ende, und die letzten Zuckungen der Eifersucht beschwichtigte die Gattin selbst mit dem plausiblen Einwand, daß das Erscheinen der Rettungsgesellschaft ein Tratsch der Nachbarn sei und die Diskretion der Ärzte ein Beweis für das Nichterscheinen. So lebten die Eheleute in Frieden dahin, bis eines Tages im ‚Neuen Wiener Journal' die Erinnerung des Herrn Charas an jenes Abenteuer zu lesen war, bei dem die Charitas der Venus aus der Patsche half. Namen waren — bis auf den des Retters — nicht genannt. Aber da die Nachbarsleute noch leben und auf das ‚Neue Wiener Journal' abonniert sind, so machten sie den Ehemann auf den interessanten Artikel aufmerksam und fragten ihn, ob der Fall nicht eine gewisse Ähnlichkeit mit jenem von damals habe, als das ärztliche Berufsgeheimnis sie beinahe um den Ruf gebracht hätte, wahrheitsliebende Nachbarsleute zu sein. Eine abermalige Anfrage des Ehemannes bei Herrn Charas prallte abermals an der Berufung auf das Berufsgeheimnis ab, und abermals war es gelungen, das Glück einer Ehe zu erhalten . . .

Man glaubt immer, daß es nur die Pflicht des Arztes sei, zu heilen. Der wahre Philantrop verteilt Maccaroni an die Nebenmenschen, und erhält nicht nur das Glück der Lebenden, sondern auch die Ehre der Toten. Was bliebe der ärztlichen Kunst noch zu tun übrig, wenn einer ohnehin schon tot ist? Der Arzt kann sich damit begnügen, die Rechnung einzuschicken; er kann aber auch noch ein übriges tun, nämlich die Ehre des Verstorbenen retten. Eines

sich, daß er einen günstigen Artikel haben soll, und schickt es gerne . . . .

Halt, da ist Finot, der Chef meines Blattes; er plaudert mit einem talentvollen jungen Mann, Félicien Vernou, einem kleinen Schlingel, der so gefährlich ist wie eine geheime Krankheit.« »Nun«, sagte Finot, der mit Vernou auf Lousteau zutrat, »du hast eine Premiere. Ich habe über die Loge verfügt.« »Du hast sie Braulard verkauft?« »Was macht's? Du bekommst schon einen Platz. Was willst du von Dauriat? Ach, daß ich's nicht vergesse! Es ist abgemacht, daß wir Paul de Kock stark loben, Dauriat hat zweihundert Exemplare genommen, und Victor Ducange lehnt ab, einen Roman für ihn zu schreiben. Dauriat sagt, er will einen neuen Autor im selben Genre kreieren. Du wirst Paul de Kock über Ducange stellen.« »Aber ich habe mit Ducange zusammen ein Stück an der Gaieté«, sagte Lousteau. »Was macht's? Du sagst ihm, der Artikel sei von mir, und er sei ganz wild gewesen, du aber hättest ihn gemildert, dann ist er dir Dank schuldig.« . . .

»Was uns unser Leben kostet, der Gegenstand, der in langen Nächten der Arbeit unser Hirn müde gemacht hat, all dieses Wandern im Land der Gedanken, das ganze Ergebnis unserer Arbeit, die Schöpfung, der wir Geist und Blut gegeben haben, wird für die Verleger ein gutes oder schlechtes Geschäft. Die Buchhändler verkaufen ihr Buch oder verkaufen es nicht. Das ist für sie das ganze Problem. Ein Buch stellt ihnen riskiertes Kapital vor. Je schöner das Buch ist, um so weniger Aussichten hat es, verkauft zu werden. Jeder hervorragende Mann erhebt sich über die Massen, sein Erfolg steht also im geraden Verhältnis zu der Zeit, die nötig ist, um das Werk zur Geltung zu bringen. Kein Buchhändler will warten, das Buch von heute muß morgen verkauft werden. Auf Grund dieses Systems lehnen die Verleger die gewichtigen Bücher ab, die der

Ich habe nur darum noch kein Buchfeuilleton in der Neuen Freien Presse und erst keinen Literaturpreis bekommen, weil ich ein schlechteres Deutsch schreibe als Herr Trebitsch. Zu diesem will Herr Shaw, so erklärt er (»alles in allem«) halten, obwohl die Nationalität dieses echten Wieners als ungarisch ~~oder~~ polnisch »und vielleicht sogar bisweilen als chinesisch angegeben wird«. Ist das nicht überaus humorvoll? Er führt »diese wilden Gerüchte«, die »die Schattenseiten des Ruhms« seien, auf die Ränke der anderen Übersetzer zurück, die behaupten, besser übersetzen zu können; es seien eben »enttäuschte Rivalen«; und Herr Shaw hat offenbar gar nicht den Wunsch, es mit ihnen zu versuchen, weil er von Trebitsch durch und durch überzeugt ist. Der Korrespondent habe »von einem dieser Enttäuschten sich hinters Licht führen lassen« und er verzeihe ihm deshalb.

Aber da die Tatsache, daß Herr Trebitsch ein bekannter Wiener Schriftsteller ist, in Deutschland ebenso bekannt ist, wie man in England weiß, daß Thomas Hardy kein Hindu ist, hätte er die Wahrheit seiner Information feststellen müssen, bevor er sie im »Observer« veröffentlichte. Der nächste Schutzmann hätte es ihm sagen können.

Herr Shaw kann natürlich seine Übersetzungen anfertigen lassen von wem er will. Aber gar so viel Federlesens brauchte er deshalb mit Herrn Trebitsch nicht zu machen. Er ist darin der echte Literat, daß er die Reichweite der Literaturbegebenheiten überschätzt und wähnt, an den Geschäften, die im Kaffeehaus gemacht werden, ~~und~~ an der Ware, die im Schaufenster der Buchhandlungen ausliegt, sei die Straße im Innersten beteiligt. Er pirouettiert im Literaturkreise, und die »Information«, die er selbst hat, nämlich die, daß Herr Trebitsch als bekannter Wiener Schriftsteller in Deutschland bekannt ist, dürfte von Herrn Trebitsch, dem diese Tatsache bekannt ist, herrühren. Ob es auch der nächste Schutzmann in Berlin weiß, möchte ich bezweifeln. Nicht einmal ein Wiener Polizeimann dürfte da verläßliche Auskunft geben. Gewiß sind die Übersetzungen des Herrn Trebitsch ein Literaturkapitel für sich, ~~das~~ um seiner humorvollen Fassung willen in linguistischen Fachkreisen geschätzt wird, und daß Herr Shaw an ihm einen Narren gefressen hat, ist eine Pirouette der Literatur, die alle fortreißt und sogar die dramatische Karriere des Herrn Trebitsch in Schwung gebracht hat. Aber die Schutzleute intervenieren nur bei Straßenübersetzungen, nicht wenn man sie gegen schlechtes Deutsch zuhilfe ruft; stilistische Exzesse, Zusammenstöße mit der Grammatik, Überschreitungen der Syntax lassen sie unbewegt. Das ist nicht so wie bei den Londoner Konstablers, die literarisch gebildet sind und mittun, wenn ein Satiriker Sprünge macht, gleich einer genügsamen Welt, die sich in solchem Falle kugelt.

verdient —, stand es mir fest, daß der Journalismus einzig und allein mir Brot geben könnte. Aber wie war es möglich, in die Redaktionen einzudringen? Ich will Ihnen nicht von meinen vergeblichen Schritten und Bittgängen erzählen, auch nicht von dem halben Jahr, das ich als Volontär arbeiten, wo ich mir sagen lassen mußte, ich verscheuchte die Abonnenten, während ich sie im Gegenteil anlockte ....

Finot ist Chefredakteur. Wissen Sie, wovon ich lebe? Ich verkaufe die Billets, die mir die Theaterdirektoren geben, damit ich ihnen in der Zeitung nicht unangenehm werde, die Bücher, die mir die Verleger schicken und die ich besprechen soll. Endlich treibe ich, wenn sich erst Finot befriedigt hat, mit den Naturalien Handel, die die Industriellen uns liefern, für oder gegen die Finot mir erlaubt, Artikel zu schreiben. Eine Arznei gegen Blähungen, die ‚Sultaninpasta', ein Haaröl, die ‚brasilianische Mixtur' zahlen für ein scherzhaftes Artikelchen zwanzig oder dreißig Franken. Ich bin gezwungen, den Verleger anzukläffen, der dem Blatt wenig Exemplare gibt: die Zeitung nimmt zwei davon, die Finot verkauft, und ich bekomme zwei, die ich ebenfalls verkaufe; und wenn ein Verleger ein Meisterwerk herausbrächte, wenn er mit Exemplaren geizte, würde er totgeschlagen. Das ist gemein, aber ich lebe von diesem Handwerk und hundert andere wie ich! Glauben Sie aber nicht, die politische Welt wäre besser als die literarische: alles in diesen beiden Welten ist Korruption; jeder Mensch, der damit zu tun hat, korrumpiert oder wird korrumpiert. Wenn es sich um ein Verlagsunternehmen handelt, das einigermaßen bedeutend ist, dann zahlt mich der Verleger, aus Furcht, angegriffen zu werden ....

Die Schauspielerinnen zahlen auch für das Lob, aber die geschicktesten zahlen für die Kritik; was sie am meisten fürchten, ist das Totschweigen. Da-

ganzen Familie erhalten und neu aufbauen geholfen. Hätten wir aber die Pflicht gehabt, die Eltern zu verständigen, dann wäre allen geschadet, aber niemand genützt gewesen. Darum möge auch in Zukunft an der Schweigepflicht festgehalten werden.« Der Mann hat nur zu recht. Aber er hat vergessen, zu erwähnen, daß das Schweigen in solchen Fällen auch dem Besitzer des Sanatoriums eine Frucht trägt. Sie wäre noch ergiebiger, wenn man die andere beseitigen könnte. Das verbietet allerdings ein törichtes Gesetz, und noch nie hat sich bekanntlich durch dessen Übertretung der mutigste Gynäkolog (dem sonst in die Hose nicht das Herz fällt) in der Karrière behindern lassen. Immerhin wird die Diskretion über eine Geburt noch immer besser bezahlt als der Verrat einer Fruchtabtreibung. Die jungen Damen aus vornehmem Hause, die in guter Hoffnung und bestem Glauben in das Sanatorium kommen, würden sichs künftig überlegen, wenn die Nachfrage der Eltern die Entbindung vom ärztlichen Berufsgeheimnis bedingte. Es wird ihnen ohnehin nicht angenehm sein, daß von offizieller Seite im ‚Neuen Wiener Journal' für alle Zukunft das harmloseste Frauenleiden als Schwangerschaft verdächtigt wird. Manche Frau, die es sich versagen möchte, dem Reporter ein zartes Geheimnis ins Ohr zu flüstern, das sie ihrem Gatten vorenthalten muß, wird den Weg ins Sanatorium scheuen, wo man sich allzulaut des Schweigens rühmt. Und vor allem wird vielleicht jene junge Dame selbst fortan unter dem Argwohn der Eltern und des glücklichen Mannes zu leiden haben; denn sie konnte zwar die Existenz ihres Kindes verheimlichen, aber das ‚Neue Wiener Journal' kommt ins Haus, und eines Tages erkennt sie, daß der Aufenthalt im Sanatorium nicht ohne Folgen geblieben ist. So hat die ärztliche Diskretion wieder einmal das Glück einer Ehe, nein, das Glück einer ganzen Familie erhalten, nein, mehr als das: neu auf-

Eine botanische Angelegenheit

Seit etwa zwanzig Jahren besteht der Berliner Literat die Zunftprüfung durch den Erweis der Fähigkeit, Schiller von ~~oben~~ herab und Goethe ~~schief~~ anzusehen. Beide sind »olle Herren«, die man mit einer gewissen freundlichen Geringschätzung zu behandeln hat. Herrn Herwarth Walden, dem ich ehedem freundlicher entgegengekommen bin als er Schiller, mußte ich aus diesem Grunde bitten, die Zitierung meines Namens in seiner Zeitschrift zu unterlassen. Nun ist ihm mit Goethe das Folgende passiert. Er plaudert in einer Berliner Zeitung sachkundig über »Charme«:

— — Und wenn ich eine Frau kennen würde, die Charme hat, und ich kenne sie, würde ich sie nicht als Beispiel der Öffentlichkeit zur Verfügung stellen. Denn es würde nicht charmant sein

oder sagen wir besser: es wäre nicht charmant (und wenn er sie kennte)

aus diesem guten Beispiel böse Nachspiele zu vererben. Denn nur Recht und Gesetze pflanzen sich wie eine ewige Krankheit fort, trotzdem ich persönlich die Krankheit nicht für eine botanische Angelegenheit halte.

Also ein unverkennbarer Hieb gegen den ollen Herrn Goethe, trotzdem (oder sagen wir besser: obgleich) dieser kaum dafür verantwortlich gemacht werden könnte, daß Herr Walden persönlich den Faust nicht kennt. Wenn er ihn kennen würde, würde es charmant von ihm sein; wie es jetzt nicht charmant ist, Goethe einen Vorwurf daraus zu machen, daß er ihn nicht kennt. Denn Goethe ist mit Walden ganz darin überein, die Krankheit nicht für eine botanische Angelegenheit zu halten, indem er ja doch »Gesetz' und Rechte« (nicht Recht und Gesetze) sich wie sie, wie eine ew'ge Krankheit, »forterben« läßt. So, und was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen.

Kreuzungen

Die Wissenschaft hält jetzt bekanntlich so weit, Mischformen der Natur herzustellen, etwa einen Centauren aus Frosch und Maus oder aus einem Krokodil und einem Zebra und was halt so die Kreuzungen von Mensch und Tier fürs Leben brauchen. Aber auch auf dem Gebiet der Sprache sind große experimentalbiologische Erfolge zu verzeichnen, und zwar selbstredend täglich. Sehr gelungen ist zum Beispiel diese Form:

Er hat in seiner Begründung, die sich die Öffentlichkeit wohl merken und die Finanzbezirksdirektion nicht hinters Ohr stecken wird, festgestellt — —

Da hat der Forscher offenbar eine Kreuzung von »nicht hinter den Spiegel stecken« und »sich hinters Ohr schreiben« vorgehabt, da bei ihm selbst keine der beiden Methoden Erfolg hätte. Zum Unterschied von den Tierversuchen, die erst nach jahrelanger gewissenhafter Arbeit gelingen, stellt sich das Resultat in den redaktionellen Laboratorien nur bei äußerster Geschwindigkeit ein, die an den Umgang mit der Sprache gewendet wird — so zirka in einer Stunde.

Fast erraten

Unmöglich kann man von deutschen Männern und insbesondere von dem Publikum, das bei der Resitant verkehrt, verlangen, daß sie wissen, wie der Konjunktiv Imperfecti von »erfahren« heißt. Wollte man sie befragen, man erführe es nie, denn es entstünde entweder verlegenes Schweigen oder eine Panik, zunächst weil sie nicht wissen, was man von ihnen haben will und was das eigentlich ist, ein Konjunktiv Imperfecti, dann aber würde sich vielleicht doch einer finden, der das weiß, und man erföhre es. Also da ist nichts zu wollen. Wenn man aber einen Schriftleiter der ‚Wiener Stimmen' — und die Schrift muß sich von ihm leiten lassen, wiewohl sie doch lieber ungeleitet nachhause ginge —, wenn man ihn also nicht fragt, nicht verschüchtert, sondern ihn die Schrift leiten läßt, wie er will, so kommt das Folgende heraus:

Man könnte am Wesen des Geldes irre werden, e r f ä h r e man nicht, daß — —

Man sieht, wie gefährlich diese Dinge sind, und man könnte am Wesen der geleiteten Schrift irre werden, erführe man erst, wie's da zugegangen ist. Da hat wohl einer, der wußte, daß man nicht »erfahrte« sagen kann, aus »erfährt« einen Konjunktiv gemacht, sich aber nicht getraut, ein herzhaftes »erfährte« anzulegen. So ein armer Zeitungsgoi schlägt sich schlecht und recht durch die Fährlichkeiten der deutschen Grammatik, mit denen jüdischer Wagemut es leichter aufnimmt. Fast erraten hat ers ja. Und hälte er sich an der Stange, läße er sich von der Schrift leiten, so erräte ers ganz und gar. Freilich, fräge er, schläge es noch glücklicher aus. Das kommt aber davon, daß diese Leute, gepültet wie sie sind, nicht schreiben können, wie ihnen der Schnabel wächst, sondern, im Sinne Nestroys, nur, wie er ihnen wuchs. Wüchse er aber so, wie sie schreiben, so wächse er und wäre noch lieblicher anzuschaun. Die Wendung »wenn man erfahren würde« ist nicht schön, aber den Bedürfnissen der Strozzigasse schließlich angemessen. Nein, sie müssen sich in ein Gedränge einlassen, und ich habe das Nachsehn. Fürwahr, wenn ich mich an solchen Dingen nicht stöße, sie leichter erträge oder sie mir gar nicht auffällen, ich häbe bei den Deutschen, unter denen ich lebe, mehr Ansehen als deutscher Schriftsteller, dem heute bloß die Aufgabe zukannt ist, die Schrift, die andere geleitet haben und zwar irre, zu stellen und zwar richtig.

Jung is er halt!

Ein Unterrichtsminister, stelle ich mir vor, ist einer, der noch mehr Deutsch kann als ein Gymnasialprofessor, der darin wieder den Schüler übertreffen muß. Aber man täuscht sich oft. Genötigt, einen Aufsatz über das Thema »Musik- und Theaterfest« — was allerdings schwer ist — zu liefern, ward er, ungestüm wie er ist, in die folgende Affäre verstrickt:

— — ich verweise auf die bedeutungsvolle Aufführung von in unserer Zeit fast unbekannten Glucks Meisterballett »Don Juan« in unserer Staatsoper — —

So hineinzutreten! Hätte er den Satz vor dreißig Jahren geschrieben, er wäre nicht zum Unterrichtsminister aufgestiegen. Nun, ohne Kopfzerbrechen ist es gewiß nicht abgegangen. Da stand wohl zuerst:

— —/ des in unserer Zeit fast unbekannten Glucks Meisterballett — —

Unmöglich! Zurück! Also:

— — vom in unserer Zeit fast unbekannten Meisterballett Glucks »Don Juan« — —

Zurück! Vielleicht:

— — von in unserer Zeit fast unbekanntem Glucks — —

Aber!

— — von in unserer Zeit fast unbekannten — — von Gluck — Gluck — Gluck —

Setzen! Also wie denn? Ich würde für gottbehüte künftige Musik- und Theaterfeste empfehlen:

— — von Glucks in unserer Zeit fast unbekanntem Meisterballett »Don Juan« — —

oder:

— — des in unserer Zeit fast unbekannten Meisterballetts »Don Juan« von Gluck — —

Aber wenn ich Unterrichtsminister wäre und hätte schon das Malheur gehabt, so würde ich fleißig den Unterricht inspizieren gehn, weil vielleicht doch etwas hängen bleibt. Es kann ja noch alles gut werden. Eine vortreffliche Leserin erinnert mich daran, daß ich einst in einer Glosse den Einspännerkutscher, dessen Pferd in ein Schaufester eindrang, die alle Beteiligten durchaus beruhigenden und den Vorfall erledigenden Worte sprechen ließ: »Jung is er halt!«

6 IX

Von den monumentalen Blamagen

Zu einer würdigen Ehrung für den heimatlichen Dichter Franz Keim gestaltete sich die Sonntag vormittag im Wertheimsteinpark in Döbling vorgenommene Enthüllung des von der Franz Keim-Gesellschaft gewidmeten und vom Bildhauer Fritz Hänlein ausgeführten Denkmals. Unter den zahlreichen Festgästen befanden sich außer der Witwe des Dichters, Frau Hermine Keim, Vertreter der Unterrichtsbehörde und der Gemeinde Wien, der Dichter Ottokar Kernstock und viele andere. Nach dem Vortrag des Chores »Unser Morgenlied«, dessen Text von Franz Keim herrührt, und nach der Niederlegung der zahlreichen Kränze überbrachte Ministerialrat Petrin die Grüße der Unterrichtsverwaltung, worauf Dr. Biberhofer das Denkmal in die Obhut der Gemeinde übernahm.

Welche, wenn sie schon die Schuld auf sich lädt, den einen dichtenden Sankt Pöltener Mittelschulprofessor vor allen anderen Mittelschulprofessoren, die ganz genau so dichten können, für denkmalswürdig zu halten — welche sich also bei dieser Gelegenheit nicht einmal erinnert, daß der größte und lebendigste Wiener Geist, der satirische Klassiker der deutschen Literatur, daß Nestroy noch kein Denkmal hat, das ihm zu setzen — und desgleichen durch einen Zyklus von Aufführungen mit dem Gelde, das viel schlechtere Spässe gekostet haben, ihm zu setzen — das einzig würdige und wahre Musik- und Theaterfest der Stadt Wien gewesen wäre.

Dieselbe

scheint jetzt zu wissen, wie sie, von der Hebung des Fremdenverkehrs abgesehen, ihre Kulturaufgabe zu erfüllen hat. Sie war durch einen Vizebürgermeister vertreten, um das Ehrengrab Hugo Wittmanns in ihre Obhut zu nehmen, und er hat anläßlich der Enthüllung des Grabdenkmals eines Mannes, dessen Wirken gewiß der gefälligste Ausdruck bürgerlichen Denkens war, zwischen dem Herausgeber der Neuen Freien Presse und dem Präsidenten der Concordia die Ehrenpflicht des sozialistischen Wien abgestattet. Einem Peter Altenberg hat es, eindringlich darum gemahnt, das Ehrengrab nicht ~~ver~~weigert, aber weder bei seinem Begräbnis noch bei der Aufstellung des Grabsteins war es auch nur durch einen Gemeindediener vertreten. Freilich war damals auch der Präsident der Concordia am Erscheinen und die Neue Freie Presse am Notiznehmen verhindert.

Ein Schwachkopf

ist dieser Hermann Bahr, es ist nicht zum sagen. Er tagebuchet in einer Polemik gegen Herrn O. A. H. Schmitz, der auch ein Denker ist und behauptet hat, daß in Österreich zwar die Burgtheaterbesucher einen Hauch von Weimar empfangen haben, in der Provinz aber kein ernstes Theater gepflegt werde (als ob dies heute in Wien der Fall wäre):

— — Meinen Hauch von Weimar empfing ich nicht im Burgtheater, sondern schon als Linzer Knirps im Untergymnasium — —. Aber als ich ins Obergymnasium nach Salzburg kam, fand ich da das Theater auf derselben Höhe. — — Aus demselben Salzburg hat sich später Otto Brahm einen Episodisten ans Deutsche Theater geholt, der Salzburger Episodist hieß Max Reinhardt. Nein, die Wurzeln unserer hohen Theaterkultur lagen immer in der Provinz: das alte Burgtheater schöpfte dann nur den Rahm ab.

Also weil Brahm Herrn Reinhardt von Salzburg nach Berlin gebracht hat (durch meine Schuld) oder sagen wir, weil Schauspieler aus der Provinz auch ans Burgtheater gekommen sind — und nicht etwa vom Burgtheater in die Provinz —, so ist evident, daß die Wurzeln unserer hohen Theaterkultur immer in der Provinz lagen und daß das alte Burgtheater dann nur den Rahm abgeschöpft hat. (Die Provinztheater haben zwar den Rahm vom ~~Konservatorium~~ abgeschöpft, aber das macht nichts.) Damit es nun nicht so ganz offenkundig sei wie es ist, — nämlich die rein parasitäre Mission des Burgtheaters —, hätten die Burgschauspieler, wie es heute geschieht, vom Konservatorium direkt ans Burgtheater kommen sollen, oder weil ja da doch der Verdacht bestanden hätte, daß dieses den Rahm vom Konservatorium abschöpfe, besser gleich auf der Bühne des Burgtheaters geboren werden. Wenn Laube Sonnenthal und Hartmann an deutschen Provinzbühnen gesehen hat, so hat er eben dann von diesen den Rahm abgeschöpft. (Als ob ein Theaterdirektor etwas anderes zu tun hätte!) Heute ist der Augenblick der Vergeltung gekommen, aber die Provinzdirektoren haben nicht die Gabe, ihn zu nützen. Sonst würden sie, die doch wissen müssen, daß die Wurzeln ihrer Theaterkultur im heutigen Burgtheater liegen, von diesem endlich den Rahm abschöpfen.

Die Zauberlehrlinge

äußern sich:

»— — Noch merkwürdiger erscheint das Vorgehen der Behörde, wenn man bedenkt, daß das Kurpfuscherwesen auch auf dem Gebiete der Psychoanalyse überhandzunehmen droht.

Wo denn sonst?

— — Ich habe erst kürzlich anläßlich eines Vortrages . . auf die Gefahren der Analyse hingewiesen.

Mit Recht.

— — Wie immer die Einzelheiten dieses Falles sind, er hat gezeigt, daß sich der Analytiker selbst oft in sehr großen Gefahren befindet,

Ah so

auf die ich meine Schüler wiederholt aufmerksam gemacht habe, da sich Impulshandlungen unter Umständen auch gegen den Arzt selbst richten können.

Warum nicht, wenn sich Intelligenzhandlungen gegen den Patienten richten?

— — Wie in anderen Ländern droht nun auch bei uns die Analyse zu einer förmlichen Seuche zu werden.

Wem sagen Sie das!

indem Menschen, die keinen festen eigentlichen Beruf haben, oder halbgeheilte Neurotiker plötzlich die Mission in sich fühlen, durch ihre analytische Betätigung die Menschen glücklich zu machen.

Mit einem Wort, Psychoanalytiker.

In vielen Fällen haben Leute, die sich ihnen anvertraut haben, die schwerste Schädigung ihres Organismus und ihres Seelenlebens erlitten.«

Auch ihrer Vermögensverhältnisse.

»— — Die Psychoanalyse ist geradezu zur Seuche geworden. Nicht nur in Wien, sondern in allen Kulturzentren der Welt. Zahlreiche verkrachte Existenzen drängen sich zur Analyse, weil das Publikum danach verlangt und dorthin geht, wo sie eben angeboten wird. Wir kennen ausgesprochene Verbrechernaturen, die wir analysiert haben, die wir jedoch wegen ihrer unangreifbaren moral insanity zu keinem guten Ende führen konnten, und waren aufs Unangenehmste betroffen, als wir Annoncen dieser Leute in den Tageszeitungen antrafen.«

Das ist alles buchstäblich wahr, besonders das mit der moral insanity; ich kann ein Lied davon singen und habe den Text. Aber wie kommt das alles nun? Es wird wohl so sein wie mit dem Hauptmann von Köpenick, dem die Menschheit für die Entlarvung eines Berufs dankbar sein sollte, der sie ~~schon~~ länger fetischhaft fasziniert und dessen Idolatrie gleichfalls eine psychische Lücke ausgefüllt hat. Die falschen Militärpatrouillen, denen der Bürger hereinfiel, haben ihn gelehrt, sich vor den echten in Acht zu nehmen. Die falsche Psychoanalyse hat ein Verdienst, das die echte vorläufig nicht hat: von der Falschheit der echten zu überzeugen. Es gibt echte Psychoanalytiker, bei denen man zum mindesten nicht weiß, ob sie Arzt oder Patient sind, und es gehört zum Wesen der Krankheit und ihrer Therapie, daß die Gesunden als Patienten aus der Ordination hervorgehen und die Patienten als Ärzte. Da herrscht ewige Verwechslung und so auch zwischen echten und falschen Psychoanalytikern. Es ist ein Zauber, der Neurose wie der Montur, und die Menschheit ~~muß~~ eben trachten, sich gegen den Reiz zu wehren, der vom Reglement der Hemmungen ausgeht. Es ist aber ein Zauber, der keine Meister hat und nur fortzeugend Lehrlinge muß gebären. Die Berufe haben's in sich, das, was die falschen Psychoanalytiker so gut erkennen lassen wie die falschen Militärs. Sie machen sich um die Menschheit verdient. Wenn die Psychoanalyse eine Seuche geworden ist, die sie ja eigentlich immer und schon beim ersten Fall war, so ist das insofern gesund, als man sich hüten wird, Ausnahmen gelten zu lassen, weil sie befugt ~~sind~~, die Cholera zu haben.

verdient —, stand es mir fest, daß der Journalismus einzig und allein mir Brot geben könnte. Aber wie war es möglich, in die Redaktionen einzudringen? Ich will Ihnen nicht von meinen vergeblichen Schritten und Bittgängen erzählen, auch nicht von dem halben Jahr, das ich als Volontär arbeiten, wo ich mir sagen lassen mußte, ich verscheuchte die Abonnenten, während ich sie im Gegenteil anlockte ....

Finot ist Chefredakteur. Wissen Sie, wovon ich lebe? Ich verkaufe die Billets, die mir die Theaterdirektoren geben, damit ich ihnen in der Zeitung nicht unangenehm werde, die Bücher, die mir die Verleger schicken und die ich besprechen soll. Endlich treibe ich, wenn sich erst Finot befriedigt hat, mit den Naturalien Handel, die die Industriellen uns liefern, für oder gegen die Finot mir erlaubt, Artikel zu schreiben. Eine Arznei gegen Blähungen, die ‚Sultaninpasta', ein Haaröl, die ‚brasilianische Mixtur' zahlen für ein scherzhaftes Artikelchen zwanzig oder dreißig Franken. Ich bin gezwungen, den Verleger anzukläffen, der dem Blatt wenig Exemplare gibt: die Zeitung nimmt zwei davon, die Finot verkauft, und ich bekomme zwei, die ich ebenfalls verkaufe; und wenn ein Verleger ein Meisterwerk herausbrächte, wenn er mit Exemplaren geizte, würde er totgeschlagen. Das ist gemein, aber ich lebe von diesem Handwerk und hundert andere wie ich! Glauben Sie aber nicht, die politische Welt wäre besser als die literarische: alles in diesen beiden Welten ist Korruption; jeder Mensch, der damit zu tun hat, korrumpiert oder wird korrumpiert. Wenn es sich um ein Verlagsunternehmen handelt, das einigermaßen bedeutend ist, dann zahlt mich der Verleger, aus Furcht, angegriffen zu werden ....

Die Schauspielerinnen zahlen auch für das Lob, aber die geschicktesten zahlen für die Kritik; was sie am meisten fürchten, ist das Totschweigen. Da-

ganzen Familie erhalten und neu aufbauen geholfen. Hätten wir aber die Pflicht gehabt, die Eltern zu verständigen, dann wäre allen geschadet, aber niemand genützt gewesen. Darum möge auch in Zukunft an der Schweigepflicht festgehalten werden.‹ Der Mann hat nur zu recht. Aber er hat vergessen, zu erwähnen, daß das Schweigen in solchen Fällen auch dem Besitzer des Sanatoriums eine Frucht trägt. Sie wäre noch ergiebiger, wenn man die andere beseitigen könnte. Das verbietet allerdings ein törichtes Gesetz, und noch nie hat sich bekanntlich durch dessen Übertretung der mutigste Gynäkolog (dem sonst in die Hose nicht das Herz fällt) in der Karrière behindern lassen. Immerhin wird die Diskretion über eine Geburt noch immer besser bezahlt als der Verrat einer Fruchtabtreibung. Die jungen Damen aus vornehmem Hause, die in guter Hoffnung und bestem Glauben in das Sanatorium kommen, würden sichs künftig überlegen, wenn die Nachfrage der Eltern die Entbindung vom ärztlichen Berufsgeheimnis bedingte. Es wird ihnen ohnehin nicht angenehm sein, daß von offizieller Seite im ‚Neuen Wiener Journal' für alle Zukunft das harmloseste Frauenleiden als Schwangerschaft verdächtigt wird. Manche Frau, die es sich versagen möchte, dem Reporter ein zartes Geheimnis ins Ohr zu flüstern, das sie ihrem Gatten vorenthalten muß, wird den Weg ins Sanatorium scheuen, wo man sich allzulaut des Schweigens rühmt. Und vor allem wird vielleicht jene junge Dame selbst fortan unter dem Argwohn der Eltern und des glücklichen Mannes zu leiden haben; denn sie konnte zwar die Existenz ihres Kindes verheimlichen, aber das ‚Neue Wiener Journal' kommt ins Haus, und eines Tages erkennt sie, daß der Aufenthalt im Sanatorium nicht ohne Folgen geblieben ist. So hat die ärztliche Diskretion wieder einmal das Glück einer Ehe, nein, das Glück einer ganzen Familie erhalten, nein, mehr als das: neu auf-

1070-8

Warum vadient der Jude schneller und mehr Jeld als der Christ

Die Wiener Hakenkreuzlerzeitung ist meine Sonntagsfreude, ich schau' immer nach, wie's mit den Schweißfüßen geht, bin aber auch schon zufrieden, wenn ich nur sehe, wie den analogen Versfüßen geholfen wird. Etwa in einem Trutzgesang unter dem Titel »§ 144«:

Einhundertvierundvierzig heißt
der Paragraph der Mutter,
an dem Begierde zerrt und reißt
und wütend, doch vergeblich, beißt . . .
Der Paragraph bleibt stehen,
mag Juda noch so krähen!

Die letzten Schranken möchten sie
dem Arier entreißen.
Doch nur gemach! Die Zeit kommt nie!
Trotz allem Schmutz- und Schweinevieh!
Eh' wird die Welt vergehen!
Der Paragraph bleibt stehen!

Für Leute, die in geiler Lust
den Zweck des Lebens sehen,
sollt' unser deutsches Volk sich stumm
entwickeln hin zum Dirnentum?
Im Sumpf zugrunde gehen?
— Der Paragraph bleibt stehen!

Heran, herbei, was deutscher Art!
Sie greifen nach der Mutter!
Gewehr bei Fuß! Wir halten Wacht!
Wir dulden diese Purimsnacht
niemals! Ihr sollt es sehen!
— Der Paragraph bleibt stehen!

Spationiert sind im Original nur »Purim«, Mutter« und »Die«, aber Vollklang hat alles. Jede Zeile ein Ramsauer. Daß der § 144, der die deutsche Frau eine »Frauensperson« nennt, die letzte Schranke des Ariers vorstellt, ist der neue Gedanke. Offenbar ist gemeint, daß die Juden, die gar nicht daran denken, im Schoße der eigenen Familie Abtreibungen zu begehen, sondern fruchtbar sein und sich vermehren wollen, bloß nach der arischen Mutter greifen und den § 144 ausschließlich zur Verhinderung des bodenständigen Nachwuchses abschaffen möchten. Wenn er durch jüdische List fiele, so würden die Germaninnen offenbar gezwungen sein, keine Kinder zur Welt zu bringen, was Wodan verhüten möge. Nicht so klar ist der Zusammenhang der Purimsnacht mit der Agitation für die Aufhebung des § 144. Das Purimfest dient dem Gedenken der Juden an die Rettung

Ausgebaut und vertieft!

Jetzt glaubte ich mich am Ziel im satirischen Wettlauf mit der Welt, die in jeder Minute einen Vorsprung gewinnt, immer überbietend, was ich längst schon zu haben wähne, so daß ichs noch lange nicht habe, immer wieder mich zwingend, auch diesen ihren Sieg noch zu feiern, wieder und wieder den Stein gegen mich werfend, der den Aufbau verändert, hier zum Abbau nötigt, dort zum Ausbau, beteiligt wie ich an einem Riesenwerk der Komposition, wir beide verbunden in der Notwehr gegeneinander — da kommt auch dieses noch:

— — bezüglich Rußlands wies Stresemann auf die dieser Tage in Moskau eingeleiteten Wirtschaftsverhandlungen hin, die als ein Ausbau des Rapallovertrages zu betrachten sind — — betonte der Minister die Notwendigkeit, das Verhältnis Deutschlands zu Österreich weiter freundschaftlich auszubauen und zu vertiefen. — — Wir hoffen, daß unsere beiderseitigen engen Beziehungen durch das im Juli in Prag unterzeichnete Wirtschaftsabkommen eine noch weitere Vertiefung erfahren werden, zumal wir uns in diesem Abkommen den weiteren Ausbau unserer Wirtschaftsbeziehungen vorbehalten und zugesagt haben.

Bewahren wir ruhig Blut. Stellen wir uns vor, daß wir es soeben vergossen haben. Daß es ein Zauber ist. Ein fauler zwar, aber doch ein Zauber. Plötzlich sagt ein Viechkerl von einem General, um seine Meinung über die Situation befragt: »Immer feste druff!« Demnächst kriegen wir Getreide aus der Ukraine. Wir halten noch immer durch. Das müssen wir uns vorstellen, denn anders wäre nicht durchzuhalten; anders dieser Stresemann, der uns das antut, nicht zu ertragen. Es ist ganz gewiß ein Zauber. Bewußtseinshandlungen bei Ministern anzunehmen, liegt keine Ursache vor. Sie pflegen sich zwar in ein Wort zu verbeißen, dessen Banalität alle Gewähr der Umläufigkeit hat und alle Gefahr, Ereignis zu werden: wenn schon nicht das Leben zu drosseln so doch zu plagen, wenn schon nicht den Körper abzubauen, so doch die Seele zu sanieren. So hat sich die »Sanierung der Seelen« ins Gehirnweichbild Wiens gefügt und es wird nicht eher Ruh sein, bis zwar nicht die Seelen saniert, aber ein Marterl im Büchmann errichtet ist. Doch »ausgebaut und vertieft« — diesen fürchterlichsten Völkerfluch, der fortzeugend immer sich selbst gebar und den mit der Hölle längst auch die Erde ausgekotzt hat, jetzt noch von sich zu geben, das vermag selbst ein Stresemann nur, wenn er verhext ist. Und da ist hundert gegen eins zu wetten, daß, ganz wie der Herr Shaw mit dem Pironekenschlagen die Wachleute ansteckt, demnächst unser Mataja die Vertiefung und den Ausbau zurückgeben wird, bis wieder der Stresemann an der Tour ist. Man soll an diese Dinge nicht rühren. Es fehlt jemand im Staat, der den Regierungsleuten sagt, was sie nicht zu reden haben. Gerade bei uns, wo eine neue Regierung von der demissionierenden ernannt wird und infolgedessen die Sanierung der Seelen fortsetzt, täte eine starke Hand not. Warum kommt Herr Hoheisl nicht auf die Idee, mich zum Regierungsregisseur zu machen, wo ich ohnedies mit Dilettanten viel lieber arbeite als mit Routiniers. Ich würde in dem Augenblick, wo die neue Regierung gebildet ist (bis auf den Unterrichtsminister), die Arbeit anfangen und mich zunächst ausschließlich auf Pantominen beschränken. Meine Wortregie bestände darin, daß ich ihnen alles das beibringe, was sie nicht zu reden haben, wenn sie, wie vorauszusehen, nichts zu sagen haben. Den christlichsozial gearteten Ministern würde ich bei der Sanierung ihrer Seele kein Hindernis in den Weg legen, aber wehe, wenn sie einer im Munde führte. Und bei den großdeutsch gesinnten würde ich das Hauptaugenmerk auf den Ausbau und die Vertiefung lenken und bei den leisesten Versuch drakonisch vorgehen. Vorläufig kann man für nichts garantieren. Sollte, da ich noch kein Amt, nur eine Meinung habe, während diese publizistische Gestalt gewinnt, das Ungeheuerliche geschehen und die herostratische Tat des Herrn Stresemann Nachahmung finden, so kann ich nur sagen, daß ich es zwar gewußt, aber nicht gewollt habe. Stellen wir uns vor, daß diese Welt im Blutzauber erstarrt, versteinert ist, Tauwetter eingetreten, und wir hören mit Münchhausens Radio, was es Neues gibt.

verdient —, stand es mir fest, daß der Journalismus einzig und allein mir Brot geben könnte. Aber wie war es möglich, in die Redaktionen einzudringen? Ich will Ihnen nicht von meinen vergeblichen Schritten und Bittgängen erzählen, auch nicht von dem halben Jahr, das ich als Volontär arbeiten, wo ich mir sagen lassen mußte, ich verscheuchte die Abonnenten, während ich sie im Gegenteil anlockte ....

Finot ist Chefredakteur. Wissen Sie, wovon ich lebe? Ich verkaufe die Billets, die mir die Theaterdirektoren geben, damit ich ihnen in der Zeitung nicht unangenehm werde, die Bücher, die mir die Verleger schicken und die ich besprechen soll. Endlich treibe ich, wenn sich erst Finot befriedigt hat, mit den Naturalien Handel, die die Industriellen uns liefern, für oder gegen die Finot mir erlaubt, Artikel zu schreiben. Eine Arznei gegen Blähungen, die ‚Sultaninpasta', ein Haaröl, die ‚brasilianische Mixtur' zahlen für ein scherzhaftes Artikelchen zwanzig oder dreißig Franken. Ich bin gezwungen, den Verleger anzukläffen, der dem Blatt wenig Exemplare gibt: die Zeitung nimmt zwei davon, die Finot verkauft, und ich bekomme zwei, die ich ebenfalls verkaufe; und wenn ein Verleger ein Meisterwerk herausbrächte, wenn er mit Exemplaren geizte, würde er totgeschlagen. Das ist gemein, aber ich lebe von diesem Handwerk und hundert andere wie ich! Glauben Sie aber nicht, die politische Welt wäre besser als die literarische: alles in diesen beiden Welten ist Korruption; jeder Mensch, der damit zu tun hat, korrumpiert oder wird korrumpiert. Wenn es sich um ein Verlagsunternehmen handelt, das einigermaßen bedeutend ist, dann zahlt mich der Verleger, aus Furcht, angegriffen zu werden ....

Die Schauspielerinnen zahlen auch für das Lob, aber die geschicktesten zahlen für die Kritik; was sie am meisten fürchten, ist das Totschweigen. Da-

ganzen Familie erhalten und neu aufbauen geholfen. Hätten wir aber die Pflicht gehabt, die Eltern zu verständigen, dann wäre allen geschadet, aber niemand genützt gewesen. Darum möge auch in Zukunft an der Schweigepflicht festgehalten werden.« Der Mann hat nur zu recht. Aber er hat vergessen, zu erwähnen, daß das Schweigen in solchen Fällen auch dem Besitzer des Sanatoriums eine Frucht trägt. Sie wäre noch ergiebiger, wenn man die andere beseitigen könnte. Das verbietet allerdings ein törichtes Gesetz, und noch nie hat sich bekanntlich durch dessen Übertretung der mutigste Gynäkolog (dem sonst in die Hose nicht das Herz fällt) in der Karrière behindern lassen. Immerhin wird die Diskretion über eine Geburt noch immer besser bezahlt als der Verrat einer Fruchtabtreibung. Die jungen Damen aus vornehmem Hause, die in guter Hoffnung und bestem Glauben in das Sanatorium kommen, würden sichs künftig überlegen, wenn die Nachfrage der Eltern die Entbindung vom ärztlichen Berufsgeheimnis bedingte. Es wird ihnen ohnehin nicht angenehm sein, daß von offizieller Seite im ‚Neuen Wiener Journal' für alle Zukunft das harmloseste Frauenleiden als Schwangerschaft verdächtigt wird. Manche Frau, die es sich versagen möchte, dem Reporter ein zartes Geheimnis ins Ohr zu flüstern, das sie ihrem Gatten vorenthalten muß, wird den Weg ins Sanatorium scheuen, wo man sich allzulaut des Schweigens rühmt. Und vor allem wird vielleicht jene junge Dame selbst fortan unter dem Argwohn der Eltern und des glücklichen Mannes zu leiden haben; denn sie konnte zwar die Existenz ihres Kindes verheimlichen, aber das ‚Neue Wiener Journal' kommt ins Haus, und eines Tages erkennt sie, daß der Aufenthalt im Sanatorium nicht ohne Folgen geblieben ist. So hat die ärztliche Diskretion wieder einmal das Glück einer Ehe, nein, das Glück einer ganzen Familie erhalten, nein, mehr als das: neu auf-

Über allen Gipfeln

Neue Freie Presse, 13. November 1924, S. 11, neben den Theateranzeigen:

Über allen Räumen ist Ruh',
Vom Waschen spürest Du —
Kaum einen Hauch!
Warte nur, balde . . . .
Rumplext Du auch!

›Rumplex-Waschmaschine‹, Wien, V.

Der Nörgler

— — Zum Schluß dankte der Vorsitzende Bürgermeister Seitz für die Anerkennung und, wie er sagte, in gleichem Maße auch für die Kritik. Der Zweck des Festes ist erreicht. Wir haben gezeigt, daß Wien das Alte, das wir als Erbe übernommen haben, nicht nur bewahrt oder etwa konserviert, sondern daß es das Alte lebendig erhält und es der neuen Zeit vermittelt — — Ich stehe aber nicht an, zu sagen, daß wir derartige Veranstaltungen auch aus Gründen des wirtschaftlichen Interesses treffen. — — Wir wollen, daß die Fremden, die hieher kommen, fühlen, daß sie in einer Stadt großer Kultur sind. — — Freilich, immer, wenn wir ein Stück Wien sehen, taucht auch gleich die typische Wiener Gestalt des Nörglers auf. Es war selbstverständlich auch beim Musikfest, den werden wir nie aus uns herausbringen. — —

Er hat auch die Theaterausstellung im Rathaus gesehen, die sehr reichhaltig war und indem sie das Alte mit dem Neuen vermählt, nicht nur Reliquien aus dem Zeitalter Raimunds und Nestroys bot, sondern auch die Porträts Brammers und Grünwalds, ein Ölgemälde, darstellend Josma Selim (aus dem Besitz Ralph Benatzkys), und eines, darstellend Benatzky (aus dem Besitz Selims), eine Bergauer-Gruppe, zwei Tafeln, enthaltend sämtliche Photographien der Mitglieder der »Hölle« mit eigenhändigen Widmungen von Julius Bauer, manches den Werdegang Nästelbergers Betreffende und last not least das Konterfei Dörmauns. Er hat aber, wiewohl er als rechter Nörgler auch manches aussetzen muß, wie daß zum Beispiel Leopoldi und Wiesenthal nicht vertreten waren, keineswegs die Absicht, die Hoffnungen des Optimisten auf eine Wiederholung des Festes herabzustimmen.

Das Herz

Budapest, 1. Oktober

Budapest hat seit einigen Tagen eine neue Sensation: Sechzehn elegante und robuste Toreadoren und zehn herrliche spanische Stiere sind Sonntag in Madrid in Budapest angekommen. Der Empfang am Bahnhof gestaltete sich zu einem großen Lokalereignis. Tausende und Abertausende Menschen, unter ihnen auffallend viel Frauen, überschwemmten den Platz vor dem Bahnhof, um den Einzug der spanischen Stierfechter zu bewundern. Man warf ihnen Blumen zu und sie wurden stürmischer gefeiert als die ungarischen Sieger der Pariser Olympiade. — —

Emilio R. Boltano ist der Champion der in Budapest weilenden Stierfechter. Sein Name ist in der ungarischen Hauptstadt über Nacht volkstümlicher geworden als der des meistgefeierten Operntenors oder des bekanntesten Fußballspielers. Seit seiner Ankunft ist dieser neunundzwanzigjährige Athlet der Held des Tages, der Günstling des Publikums, der Liebling der Frauen. Autogrammsammler, sportbegeisterte Jünglinge, kleine Gymnasiasten, elegante Damen lauern ihm vor dem eleganten Donaustrandhotel, in dem er vier Zimmer innehat, auf, um den spanischen Stierfechter sprechen zu können. Besonders die Damen scheinen den Athleten ins Herz geschlossen zu haben. Er wird förmlich von Liebesgeständnissen verfolgt. Die Post bringt ihm täglich über hundert Liebesbriefe, die schöne und weniger schöne Damen, die Hysterikerinnen und Nichthysterikerinnen an den spanischen Stierfechter richten. — —

*

Budapest, 20. Oktober

Gestern wurden im Uj-Pester Stadion die ersten Stierkämpfe abgehalten. Das Publikum war besonders dadurch, daß die Stiere ziemlich zahm waren, enttäuscht.